

Nr. 853

# Heimat der Menschen

von H. G. FRANCIS

Expose-Redaktion:

K. H. Scheer und William Volte

Während die Besatzungsmitglieder des Generationenschiffs SOL nach wie vor mit Verbissenheit und Ausdauer die Suche nach Perry Rhodan, ihrem Kommandanten, betreiben, der inzwischen das Zentrum von BARDIOCS Macht erreicht hat, geschieht im Jahr 3585 in der Milchstraße folgendes:

Alle Völker der Milchstraße haben Grund zu Freude und Triumph, denn die Macht des Konzils der Sieben existiert längst nicht mehr. Die Laren, die Unterdrücker der Galaxis, haben die überschweren, ihre Verbündeten, notgedrungen im Stich gelassen. Unter dem Zwang des Energiemangels stehend, erhofften sie sich eine Verbesserung ihrer Lage, als sie durch das von den Keloskern künstlich erschaffene Black Hole flogen und in die Sternen-falle gingen — mit Ausnahme von Hotrenor-Taak selbst, dem Verkünder der Hetosonen, der in den Dienst derer getreten ist, die ihn bekämpft haben.

Die in der Galaxis verbliebene Menschheit befindet sich gegenwärtig im Aufbruch. Terra, die Urheimat der Menschen, ist zusammen mit Luna nach langem Aufenthalt in den unendlichen Weiten des Kosmos wieder an den angestammten Platz im System des Muttergestirns Sol zurückgekehrt — und das Unternehmen „Pilgervater“ läuft bereits an, um die in allen Regionen der Milchstraße verstreuten Terraner auf die praktisch menschenleere Erde zurückzuführen.

Das gigantische, an Opfern reiche Projekt gewährleistet neues Leben für Terra — und die Erde wird wieder HEIMAT DER MENSCHEN ...

**Die Hauptpersonen des Romans:**

**Janok Kays** und **Partmann Gogh** —

Rückkehr zur Erde.

**Yesgo Damlander** — Kommandant des Sammlerschiffs QUARTOR.

**Volther Throynbee** — Ein Mann, der es versteht, sich unsichtbar zu machen.

**Iullan Tiffior** — Leiter des Unternehmens „Pilgervater“.

**Ronald Tekener** — Der „Smiler“ geht auf Mtantenjagd. u

**Payne Hamiller** — Ein genialer Wissenschaftler.

1.

*Was ist am 7. März des Jahres 3460 wirklich geschehen? Wie hat Perry Rhodan die Erde und die Menschheit in Sicherheit gebracht?*

*Diese Frage wurde uns in der Vergangenheit immer wieder gestellt. Wir sind in der Lage, sie klar zu beantworten.*

*Als die „Zeittaucher“ eines lari-schen Spezialkommandos das Anti-Temporale-Gezeitenfeld aufbrachen und in die Zukunfts-Schutzschale von Erde und Mond eindringen, entschloß sich die Menschheit zur Flucht.*

*Ein Sonderkommando in der Schaltstation des Riesentransmitters Archi-Tritrans (Ar-medes-Sonnendreieck-Transmitter) strahlte eine weiße Zwergsonne ab. Ihr Name: KOBOLD.*

*Der Weiße Zwerg materialisierte nahe der irdischen Sonne. Aus den Unterlagen der alten Lemurer wußte man, daß zur Herstellung eines Gi-gantrasmitters mindestens zwei Sonnen erforderlich sind. Daher mußte KOBOLD ins Solsystem gebracht werden.*

*Obwohl Rhodan durch die Laren und den Überschweren Leticron hart bedrängt wurde, gelang es, ein Ein-lenkungsmanöver in die richtige Koordinatenposition nach den lemu-rischen Erfahrungsrichtlinien durchzuführen.*

*Danach war der künstlich erzeugte Sonnentransmitter sendebereit und startklar.*

*Rhodans Ziel lag nun durchaus nicht im Mahlstrom, von dessen Existenz er zu diesem Zeitpunkt überhaupt nichts ahnte, sondern im Drei-sonnentransmitter Archi-Tritrans.*

*Von ihm sollten Erde, Mond und ungefähr 90000 Raumschiffe empfangen, rematerialisiert und in den freien Raum entlassen werden. Das war der Plan.*

*Wäre er gelungen, dann wäre die Erde im absoluten Zentrum der Milchstraße gewesen, weitab von allen Schiffsrouten und wahrscheinlich in absoluter Sicherheit. Selbst für die Laren wäre es so gut wie unmöglich gewesen, die Erde und den Mond - winzige kosmische Objekte -im Sternengewimmel des Zentrums mit all seinen tosenden Urgewalten aus aufeinanderprallenden Kraftlinien zu finden.*

*Die Menschen dagegen hätten sich in aller Ruhe zur nahen Prov-con-Faust absetzen können. Doch das wäre vermutlich gar nicht notwendig gewesen, da sie sich auch so in einem ausreichend*

sicheren Versteck befunden hätten.

*Der große Plan Rhodans mißlang jedoch. Atlan, der in der Schaltstation Archi-Tritrans auf die Ankunft der Erde wartete, sah sie wohl ankommen, aber danach verlief alles anders als erwartet.*

*Erde und Mond blähten sich im Schnittpunktfeld des Dreifach-Sonnentransmitters auf, fielen wie leere Hüllen in sich zusammen, blähten sich erneut auf und verschwanden endgültig.*

*Erst danach kam die Erde im Mahlstrom an.*

*Das Ereignis war ein zunächst unerklärbares Phänomen. Erst heute ist das Geschehen weitgehend geklärt.*

*Der Abstrahlimpuls des solaren KOBOLD war für Archi-Tritrans im hyperphysikalischen Sinne zu hoch.*

*Die drei Sonnen versuchten auf-*

*grund ihrer Schaltungen die ankommenden Objekte zu halten, wurden dann aber durch den zu hohen Abstrahlimpuls gezwungen, ihre ungeheure Abstrahlleistung zu aktivieren und die Erde in den Mahlstrom zu schicken.*

*Das war nur mit der gewaltigen Kraft dieses Dreifach-Sonnentransmitters möglich - glaubte man. Erst später wurde klar, daß ES in diesem Fall die Hand im Spiel hatte.*

*Man erfaßte, daß Archi-Tritrans über eine viel zu geringe Kapazität verfügte, um eine derart große Masse so weit zu befördern.*

*Dazu gehörte mehr.*

*Die Rückkehr der Erde ins Solsystem ist hyperphysikalisch ein völlig anderer Vorgang. Er hat nichts mit Transmittieren zu tun, denn die Erde ging bei ihrer Rückkehr durch das gewaltige Medaillon-Black-Hole, dessen Abstrahlkraft durch flammende Nachbarsonnen millionenfach erhöht wurde.*

*Dadurch wurden Transmitter überflüssig.*

*Die drei roten Riesen Sonnen von Archi-Tritrans wurden für die Rückkehr der Erde nicht mehr benötigt.*

*Aus den HYPERKOM-INFORMATIONEN für die von Menschen besiedelten Planeten in der Milchstraße.*

*Terra/Terrania-City, 2. Dezember 3585.*

\*

Janok Kays schnaufte verächtlich, nachdem er diese Informationen in sich aufgenommen hatte. Er schaltete seinen Armbandinterkom ab.

„Na und?“ sagte er und spuckte aus. „Ob die Erde an ihrem alten Platz ist oder nicht, das ist mir völlig egal. Wir sind hier auf Trao zwölf -tausend Lichtjahre vom Solsystem entfernt. Ob sich da im Solsystem etwas tut oder nicht, das bleibt für uns absolut gleich. Oder bist du wieder einmal anderer Meinung?“

Er blickte die junge Frau an seiner Seite angriffslustig an.

Jandra Kays, seine Tochter, strich sich eine blonde Locke aus der Stirn. Sie blickte mit verengten Augen in die Schlucht, die sich vor ihnen öffnete. Unter wuchernden Pflanzen waren die Felsen kaum noch zu erkennen. Wohin sie sich auch wandte, überall sah sie grüne Pflanzen. Eine andere Farbe schien es nicht zu geben. Selbst die Baumstämme waren mit einem modrig riechenden Moos überzogen.

„Du bist hier geboren. Ich bin hier geboren“, sagte sie. „Die Erde kenne ich nur aus den Erzählungen von Großvater. Sie ist schön, und es freut mich, daß sie jetzt wieder an ihrem alten Platz ist. Doch das könnte mich nicht dazu verleiten, Trao zu verlassen. Was sollte ich auf der Erde? Ich gehöre hierher, und es stört mich wenig, daß das Leben hier hart ist.“

Janok Kays nickte beifällig.

„Manchmal bist du ganz vernünftig“, sagte er anerkennend. „Schade, daß es nicht immer so mit dir ist.“

„Manchmal gehst du mir ganz schön auf die Nerven mit deinem Gerede“, konterte sie. „Wie schön, daß es nicht immer so ist.“

Er grinste.

„Du hast wohl vergessen, weshalb wir hier sind, wie?“ fragte er. „Wir können uns kein Palaver leisten. Ich rieche das Biest. Es ist irgendwo da vorn.“

Jandra nickte nur. Wenn ihr Vater sagte, daß er die Kiiperschlange roch, dann war es so. Es gab auf Trao nur einen einzigen Menschen, der dieses Raubtier riechen konnte. Das war der Grund dafür, daß Janok

Kays zum erfolgreichsten Kiiperjä-ger des Planeten geworden war. Jahr für Jahr hatte er es auf wenigstens fünf Schlangen gebracht, während die anderen höchstens auf eine oder zwei kamen, falls sie überhaupt aus den Äquatordschungeln in die gemäßigten Zonen zurückkehrten. Die meisten Kaper Jäger blieben im Dschungel verschollen. Jandra zweifelte nicht daran, daß sie das Opfer der Schlange geworden waren. Die Menschen von Trao benötigten das Gift von nicht mehr als sieben Schlangen im Jahr. Daraus wurde das Serum für alle auf Trao lebenden Menschen gewonnen. Es machte sie für etwa ein Jahr immun gegen die auf diesem Planeten vorkommenden Mikrobien, gegen die es sonst kein Abwehrmittel gab. Menschen, die nicht mit dem Serum versorgt wurden, starben unweigerlich. Bisher war vergeblich versucht worden, das Serum synthetisch herzustellen.

Jandra dachte voller Bitterkeit daran, daß ihr Vater sich darum bemüht hatte, die Anzahl der Jagdlizenzen drastisch zu senken, so daß nicht Jahr für Jahr Dutzende von Jägern in die Dschungel zogen. Doch die Administration hoffte, die Zahl der erbeuteten Schlangen auf diese Weise deutlich erhöhen zu können, um sich einen Serumvorrat für mehrere Jahre anzulegen. Bisher war diese Rechnung nicht aufgegangen. Der Vorrat reichte für jeweils nur fünf Monate im voraus. Wenn danach keine weiteren Schlangen geliefert wurden, setzte ein Massensterben auf Trao ein.

Das .war das Geschäft von Janok Kays.

Er war ein Genie als Jäger und als Geschäftsmann. Fraglos hätte er mehr Schlangen schießen können, aber er wollte es nicht. Er brachte gerade so viele Tiere ins Depot, wie benötigt wurden. Das sicherte ihm ein Einkommen, das tausendfach über dem Durchschnitt der Bevölkerung von Trao lag. Tatsächlich war es Kays gelungen, in den vergangenen fünfzig Jahren zu einem der reichsten Bürger von Trao zu werden. Er hatte sein Vermögen gut angelegt. Ihm gehörten die wertvollsten Ländereien in den gemäßigten Zonen des Planeten, die als einzige besiedelt waren. Ihm gehörten Fabriken und Erholungszentren, Versicherungen und Banken.

Es war allein die Jagdleidenschaft, die ihn auch heute noch immer wieder in den Dschungel trieb. Er wollte nicht auf die Jagd verzichten, obwohl er sie längst nicht mehr brauchte, um leben zu können. Jandra beobachtete ihn, wie er sich vorsichtig durch das Dickicht schob. Er hielt die Waffe im Anschlag, legte den Kopf leicht in den Nacken und sog die Luft durch die Nase ein, um sich so näher an die Kiiperschlange heranzuarbeiten.

Diese verbarg sich irgendwo direkt vor ihnen. Sie war eine Meisterin der Tarnung. Sie konnte die Form eines Baumstamms täuschend echt nachahmen. Vielleicht war sie jene Liane dort? Oder der seltsam geformte Stein?

Jandra überprüfte ihre Waffe. Sie war entsichert und geladen.

Warum, so fragte Jandra sich, beschäftigt sich Vater eigentlich so mit der Erde? Irgend etwas wühlt ihn auf und quält ihn. Was ist es?

Sie fuhr sich mit der freien Hand über das Gesicht und wischte einige Mücken weg, die sich in ihrer Haut verbissen hatten.

Er würde doch nie zur Erde fliegen, um sich dort anzusiedeln. Wozu auch? Alles, was er geschaffen hatte, befand sich hier auf Trao. Die Erde war für ihn nicht mehr als eine ferne, fremde Welt.

Und für sie selbst auch.

Sie versuchte, die Gedanken an die Erde zur Seite zu schieben, aber es gelang ihr nicht ganz, obwohl sie sich klar darüber war, daß es in der Situation, in der sie sich befand, äußerst gefährlich war, sich nicht nur auf die Schlange zu konzentrieren.

Ihr wurde bewußt, daß sie sogar Angst vor der Erde hatte. Und plötzlich verstand sie, warum sie so empfand. Sie dachte daran, was sie alles verlieren würde, wenn ...

Ein Baumstamm brach in sich zusammen und fuhr rasend schnell

wieder hoch. Jandra sprang aufschreiend zurück. Sie riß ihre Waffe hoch. Über ihr schwebten zwei gelbe, funkelnde Augen. Sie sah den weit aufgerissenen Rachen der Kiiperschlange. Aus den Zähnen schossen einige Tropfen von dem tödlichen, grünen Gift hervor.

Sie riß die Waffe hoch, doch sie wäre viel zu spät gekommen. Ihr Vater hatte die Gefahr Sekundenbruchteile früher erkannt als sie. Er hatte die Schlange früher bemerkt und seine Waffe eher in Anschlag gebracht.

Ein grünlicher Energiestrahle zuckte durch die Blätter. Er traf die Schlange dicht hinter dem Kopf und

trennte diesen ab. Aufpeitschend stürzte der Schlangenleib ins Dik-kicht. Der Kopf fiel Jandra direkt vor die Füße. Sie sprang zurück, um nicht von den wild schnappenden Kiefern erfaßt zu werden.

Janok Kays blieb eiskalt.

Er warf sich auf den Schlangenkopf, der ungefähr so groß war wie sein Oberkörper. Mit beiden Armen umschlang er das Maul der Schlange und wickelte blitzschnell Strahltrassen um die Kiefer.

Jandra faßte sich. Sie eilte zu ihrem Vater und half ihm. Klickend faßten die Magnetverschlüsse. Der Jäger gab den Schlangenkopf frei. Er trat keuchend zurück.

Jandra und er blickten der Schlange in die Augen. Diese zuckten erregt hin und her, schlossen und öffneten sich. Es war noch Leben in ihnen.

Jandra wandte sich ab. Der Magen drehte sich ihr um.

Janok Kays nahm einen Paralysator und narkotisierte den Kopf.

Sie warteten etwa zehn Minuten. Dann endlich war die Schlange tot. Sie schoben faustgroße Antigravs unter die Kinnladen des Tieres und befestigten sie mit Klammern. Als sie die Geräte aktivierten, stieg der Kopf auf und verharrte in etwa einem Meter Höhe. Janok Kays schob ihn langsam vor sich her.

„Beinahe hätte es uns beide erwischt“, sagte er.

Seine Tochter blickte ihn überrascht an.

„Dann mußtest du auch immer daran denken?“ fragte sie.

„Allerdings“, antwortete er und nickte kräftig. „Ich bin mir darüber klar, daß ich ruiniert bin, wenn die Bevölkerung von Trao dem Ruf der Erde folgt.“

„Ruiniert?“ rief sie. „Das ist doch nicht wahr. Du bist einer der Reichsten dieses Planeten.“

Er lächelte verbittert.

„Richtig, solange noch Menschen hier sind. Wenn sie aber zur Erde abziehen, dann bin ich arm wie eine Kirchenmaus. Was helfen mir dann mein Landbesitz, die Banken, die Versicherungen? Nichts. Die Menschen wollen das eingezahlte Geld zurück. Ich muß zahlen, bis ich pleite bin. Das Land ist dann keinen Soli mehr wert.“

„Die Menschen werden Trao nicht verlassen, um auf der Erde zu leben“, widersprach sie. „Wozu denn auch? Dies ist ihre Heimat. Nicht die Erde.“

„Mach dir nichts vor, Mädchen“, sagte er müde. „Auf Trao können sie ohne Serum nicht leben. Sie haben ständig Angst, daß es eines Tages einmal kein Serum mehr gibt. Diese Angst erleichtert ihnen den Entschluß, ihre Zelte abzubauen. Wir könnten bleiben, aber was sollten wir auf einem entvölkerten Planeten?“

Sie blickte ihn entsetzt an. Sie wußte, daß er die Wahrheit gesagt hatte, aber sie wollte es nicht glauben. Sie wollte auf Trao bleiben.

\*

Als sie den auf einer Felskuppe geparkten Gleiter erreicht hatten, nahmen sie den Schlangenkopf auseinander. Behutsam lösten sie die Giftdrüsen heraus und froren sie in einem Spezialfach ein. Dann schöpften sie

die kostbaren Gifttropfen ab, die das Tier beim Angriff verspritzt hatte, und die sich zwischen den Schleimhäuten im Maul befanden. Jeder Tropfen war viel Geld wert.

„Wir müssen kämpfen“, sagte sie. „Wir dürfen nicht einfach aufgeben. Ich will nicht auf der Erde leben. Dies ist meine Heimat.“

Er nickte.

„Uns ist es stets gutgegangen. Von der Terrorherrschaft der Laren und der Überschwernen haben wir kaum etwas bemerkt. Man hat uns weitgehend in Ruhe gelassen. Sollen die Terraner uns jetzt auch in Ruhe lassen.“

Sie schnitten die Muskeln aus den Maultaschen heraus. Das ergab etwa vier Kilo Fleisch von unvergleichlichem Geschmack. Es war das einzige Fleisch an der Schlange, das eßbar war.

Jandra setzte sich an das Steuer und startete.

„Genug für heute?“ fragte sie.

„Es reicht“, antwortete er. „Wir kehren nach Trakon-City zurück.“

Das Mädchen beschleunigte mit Höchstwerten. Sie ließ den Gleiter gleichzeitig bis auf achttausend Meter ansteigen. So überwand sie die riesige Entfernung bis zur Hauptstadt des Planeten in weniger als vier Stunden.

Tränkon-City war in einer Ebene errichtet worden. Die Stadt bestand aus etwa zwanzigtausend Gebäuden, die weit über das Land verstreut waren. Blühende Felder und ausgedehnte Plantagen aller Art bestimmten das Bild. Auf V-förmig angelegten Weiden äste eingefangenes, jedoch nicht domestiziertes Wild.

Doch weder Janok Kays noch seine Tochter Jandra hatten Augen für das Stadtbild. Sie blickten nur auf das gewaltige Raumschiff, das am Rand der Ebene vor steil aufsteigenden Bergen gelandet war. Sie fanden beide keine Worte. Wie unter einem Schock flogen sie auf das Raumschiff zu, ohne die Geschwindigkeit

zu verringern, bis sich der Bildschirm vor ihnen erhellte.

Das Bild eines lächelnden Mannes erschien im Projektionsfeld.

„Sie haben doch nicht vor, uns zu rammen?“ fragte er freundlich.

Jandra zuckte zusammen und verzögerte, bis der Gleiter bewegungslos in etwa fünftausend Meter Höhe verharrte.

Das Raumschiff befand sich also weit unter ihnen. Sie wären auf gar keinen Fall mit ihm kollidiert, sondern darüber hinweggeflogen. Jandra las den Namen. Das Schiff hieß QUARTOR.

„Was wollen Sie hier?“ fragte sie. „Wir wollen nichts mit Ihnen zu tun haben.“

Er lächelte auch jetzt noch.

„Sie haben doch sicher gehört, was geschehen ist“, erwiderte er. „Die Erde befindet sich wieder an ihrem angestammten Platz. Sie wartet auf Menschen, die zu ihr zurückkehren.“

„Ich bin nie auf der Erde gewesen“, erklärte Jandra schroff. „Ich kann also auch nicht zu ihr zurückkehren. Sie interessiert mich nicht. Verschwinden Sie.“

„Warum so hitzig?“ fragte er. „Ich mache Ihnen nur ein Angebot. Sie müssen es ja gar nicht annehmen.“

„Sie bringen das Chaos über uns und diese Welt“, sagte sie heftig.

Sein Lächeln vertiefte sich.

„Ich habe Sie beobachtet. Sie kommen aus dem Süden, flogen mit hoher Geschwindigkeit und befanden sich in einer Höhe von knapp achttausend Metern. Daraus schließe ich, daß Sie aus den Äquatorgebieten oder gar von der südlichen Halbkugel kommen. Mag sein, daß Sie der Zivilisation gegenüber nicht so aufgeschlossen sind wie die Bewohner dieser schönen Stadt. Diese jedenfalls sind bereits dabei, ihre Sachen zu packen. Sie haben unser Angebot begeistert angenommen.“

„Sie Wahnsinniger. Sie wissen wirklich nicht, was Sie anrichten“, sagte sie wütend und schaltete das Gerät

aus. Sie drückte die Sperre, so daß es sich bei einem Anruf nicht automatisch einschalten konnte. Dann wandte sie sich ihrem Vater zu.

„Warum sagst du nichts?“ fragte sie hitzig.

Er zuckte nur mit den Schultern und deutete nach unten.

„Nun mach schon“, sagte er, als sie seinem Befehl nicht folgte. „Ich muß zur Bank. Sofort.“

Plötzlich begriff sie, weshalb er sich so verhielt. Sie wurde blaß. Mit bebenden Händen zog sie den Gleiter herum und ließ ihn dann steil abfallen. Schon aus großer Entfernung konnte sie sehen, daß sich Tausende vor der Tränkon-City-Bank versammelt hatten.

„Mir wird schlecht“, sagte sie. „Wollen die wirklich alle ihr Geld?“

„Sicher“, antwortete er ruhig. „Sie haben es bei mir eingezahlt, jetzt wollen sie Trao verlassen, und sie wollen ihr Geld mitnehmen.“

„Aber das geht nicht. Soviel Geld ist doch gar nicht da.“

„Versuche, es ihnen zu erklären“, sagte er müde. „Sie werden es niemals begreifen und mich einen Schwindler nennen.“

Der Gleiter landete auf dem Dach des zweistöckigen Bankgebäudes. Einige Angestellte eilten auf die Maschine zu. Sie öffneten die Türen, sagten jedoch nichts. Die Situation war klar.

Janok Kays ging bis an den Rand des Daches und blickte auf die Menschen hinab, die sich vor der Bank versammelt hatten.

„Wir sind eine wohlhabende Gemeinschaft“, rief er. „Das Wirtschaftsleben auf diesem Planeten blüht. Wir

haben alles, was wir uns wünschen können, ohne deshalb noch so viel arbeiten zu müssen wie die ersten Siedler. Wenn wir alle aufbrechen, um zur Erde zurückzukehren, sind wir alle wieder arm, denn unser Geld liegt nicht hier in der Bank im Tresor, es steckt in den Fabriken, in den Straßen, in den Schulen, im Fernsender und in den Krankenhäusern. Diese Dinge kann niemand im Handumdrehen in Geld verwandeln. Wir haben also keine andere Wahl. Wir müssen hier auf Trao bleiben, oder wir kehren als die Ärmsten der Armen zur Erde zurück."

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als sich ein wütendes Gebrüll erhob. Die Menge stürmte auf die Bank zu. Ein chaotisches Durcheinander entstand. Niemand hatte Kays wirklich zugehört. In Sprechchören schrien sie ihm zu: „Wir wollen unser Geld."

Der Jäger wandte sich seiner Tochter zu.

„Siehst du", sagte er. „Es hat überhaupt keinen Sinn. Man kann es ihnen nicht erklären. Sie haben Angst davor, daß das Schlangengift eines Tages zu Ende geht. Sie wollen die Sicherheit, und sie glauben, daß es diese nur auf Terra gibt."

„Was tun wir?" fragte einer seiner Angestellten.

„Wir stellen fest, wieviel Bargeld wir haben, und dann zahlen wir aus, solange das Geld reicht. An jeden zehn Prozent dessen, was ihm zusteht. Wir können nur hoffen, daß wir damit durchkommen."

Er blickte zur QUARTOR hinüber.

„Ich kann mir vorstellen, daß es Welten gibt, auf denen die Siedler buchstäblich auf dem letzten Loch pfeifen. Für solche Leute ist so ein Schiff die Rettung, für uns ist es der Untergang."

2.

Partmann Gogh blieb keuchend stehen. Er stützte sich auf die Schaufel, mit der er gearbeitet hatte.

Sehnsüchtig blickte er zu einem Baum hinüber, der etwa fünfzig Meter von ihm entfernt war. Darunter war Schatten. Doch ihm fehlten Kraft und Energie, dorthin zu gehen, zumal er wußte, daß er kurz darauf doch

wieder zu seinem Arbeitsplatz zurückkehren mußte. Das bedeutete zweimal anstrengende fünfzig Meter durch knöcheltiefen, glühendheißen Sand.

Er beschloß, zu bleiben, wo er war.

Stöhnend blickte er auf die kilometerlangen Furchen, aus denen sich in Abständen von jeweils dreißig Zentimetern dünne, grüne Pflanzen erhoben. Die Triebe waren nicht höher als etwa zwanzig Zentimeter, aber sie standen gut. In einem halben Jahr würde die Kolonie ernten können, und damit war der Nahrungsbedarf für wiederum ein halbes Jahr gedeckt.

Partmann Gogh glaubte, die kühlen, erfrischenden Früchte bereits auf der Zunge zu spüren. Er hatte einen Heißhunger auf Sandfrüchte. Ebenso wie er vor einem halben Jahr Heißhunger auf Baumstäbe verspürt hatte. Seit er sie ein halbes Jahr lang dreimal täglich gegessen hatte, schlang er sie nur noch widerwillig herunter. In einem halben Jahr würde er auch keine Sandfrüchte mehr sehen können, aber dann gab es ja wieder die frischen Baumstäbe.

Partmann Gogh erinnerte sich daran, einmal in seinem Leben etwas anderes gegessen zu haben als Sandfrüchte und Baumstäbe. Das war vor mehr als fünfzig Jahren gewesen. Damals war ein Raumschiff auf Kesskeil gelandet. Einer der Offiziere hatte ihm, der damals noch ein Junge war, ein Stückchen Fleisch gegeben. Es war die größte Köstlichkeit, die er je zu sich genommen hatte. Und wenn es ihm besonders schlecht ging oder die Arbeit extrem hart war, dann dachte er stets an dieses Stückchen Fleisch, das ihm eine Ahnung davon verliehen hatte, wie es auf anderen Planeten aussah.

Motorengeräusch schreckte ihn auf. Trägere drehte er sich um. Ein verbeulter Gleiter näherte sich und landete unter dem Baum im Schatten, nachdem der Fahrer ihm zugewinkt hatte.

„Warum holst du mich nicht?" schrie Gogh mit krächzender Stimme. Der andere verstand ihn nicht und winkte ihm heiter zu. Gogh gab es auf, es mit einem Zuruf zu versuchen. Sein Hals war so trocken, daß ihm die Stimme versagte.

Müde schleppte er sich durch den Sand, wobei er es sorgfältig vermied, auf eine der Pflanzen zu treten. Er brauchte fast fünf Minuten für die kurze Strecke, und als er endlich den Schatten erreicht hatte, fiel er erschöpft in den Sand.

„Du hättest mich ruhig mit dem Gleiter abholen können", sagte er mühsam.

„Wir müssen Energie sparen", antwortete Jerome Tas, der Pilot. „Es tut mir leid."

Das war nichts als eine Ausrede. Tas war nie bereit, jemandem eine Gefälligkeit zu tun. Partmann Gogh

verzichtete auf weitere Beschwerden und nahm sich vor, in einer ähnlichen Situation ähnlich zu handeln wie Tas.

Er nahm den Wasserbehälter, den der Pilot ihm reichte, und trank. Danach war ihm besser.

„Was gibt es?“ fragte er.

Dabei rückte er näher an den Baumstamm heran und lehnte sich daran. Die Kühle im Schatten tat ihm gut.

„Sandpolypen“, erwiderte Jerome Tas lakonisch.

Gogh richtete sich ruckartig auf. Seine Augen weiteten sich. Er schüttelte den Kopf.

„Das kann doch nicht sein“, sagte er verzweifelt und zeigte auf das von der Sonne durchglühte Land hinaus.

„Man sieht überhaupt nicht die geringste Spur.“

„Hier noch nicht“, erklärte Jerome Tas, „aber weiter im Norden haben sie schon ganze Plantagen kahlgefressen.“

Ich komme gerade von dort. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm ist verschont geblieben. Da oben ist nichts als Wüste. Sie reicht vom Tifflor-Tal bis hinauf in die Polargebiete. Und vermutlich sieht es im Süden genauso aus. Administrator Obonk hat eine Gleiterexpedition ausgesandt, die den Süden untersuchen soll.“

Partmann Gogh schloß die Augen.

„Sandpolypen“, sagte er nach einer Weile. „Mein Gott, ich dachte, wir hätten diese Pest endgültig besiegt.“

„Das haben unsere Vorväter auch schon einmal gedacht“, bemerkte Jerome Tas. „Sandpolypen sind aber nicht auszurotten.“

Partmann Gogh trank noch einen Schluck Wasser.

Wir hätten es uns eigentlich denken können, sagte er sich. Hundert-siebenundzwanzig Jahre sind um, und die Polypen kommen alle hundert-siebenundzwanzig Jahre. So war es seit mehreren Jahrhunderten gewesen.

Die ersten Siedler hatten eine blühende Welt vorgefunden, die eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit der Erde hatte. Innerhalb weniger Jahre war eine leistungsstarke Industrie entstanden. Kesskeil war eine der wichtigsten Welten des solaren Imperiums geworden. Dabei hatte man wenig Rücksicht auf die ökologischen Realitäten des Planeten genommen. Umweltschutzbedingungen waren so gut wie unbekannt gewesen. Das hatte dazu geführt, daß ein großer Teil der Natur von Kesskeil zerstört worden war.

Zunächst hatte sich niemand etwas dabei gedacht. Der Reichtum dieser Welt schien unermesslich zu sein.

Doch dann waren die Sandpolypen gekommen. Sie hatten sich rund um den Planeten gefressen. Selbst mit modernsten Waffen war ihnen nicht beizukommen gewesen. Sie widerstanden allem, was man gegen sie aufbot.

Und innerhalb eines einzigen Jahres hatte sich Kesskeil in eine Wüstenwelt verwandelt. Von einer Bevölkerung von vierzig Millionen Menschen hatten nur zehn Millionen

die Katastrophe überlebt. Von diesen waren vier Millionen ausgewandert.

Die Sandpolypen aber waren von einem Tag zum anderen wieder verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es schien, als seien sie alle im Sand versunken, um irgendwo in der Tiefe eine Art Winterschlaf zu halten.

Wissenschaftliche Untersuchungen hatten tatsächlich ergeben, daß die Durchschnittstemperaturen auf dem ganzen Planeten nach der Katastrophe kontinuierlich sanken. Sie erreichten nach etwa 64 Jahren einen Tiefpunkt und stiegen danach allmählich wieder an.

Alle Bewohner von Kesskeil hätten es wissen müssen, daß die Sandpolypen in diesem Jahr erneut kommen würden, aber niemand hatte es wahrhaben wollen.

Sie alle hatten gewußt, daß ein erneuter Überfall das endgültige Aus bringen würde.

Bevor die Menschen nach Kesskeil gekommen waren, hatte sich die Natur immer wieder vollkommen erholt.

In der Ruheperiode war die Natur neu erblüht. Flora und Fauna hatten den ganzen Planeten wieder erobert.

Doch dann waren die Menschen gekommen und hatten die Natur entscheidend geschwächt. Sie konnte sich nach dem ersten Überfall nur zur Hälfte erholen. Danach wurde es immer schlimmer. Kesskeil verwandelte sich langsam, aber sicher in eine Wüste. Die Vegetationszonen wurden immer kleiner. Jetzt hatte der Schrumpfungsprozeß nur noch einen winzigen Lebensbereich für die Menschen nicht erfaßt. Das Gebiet, in dem die Menschen von Kesskeil lebten, war gerade so groß, daß er für die Produktion von Nahrungsmitteln ausreichte. Ging auch noch die letzte Zone verloren, dann gab es keine Überlebenschancen mehr für die Siedler.

„Unsere Vorräte gehen zu Ende“, sagte Jerome Tas so ruhig, als ginge

ihn das alles gar nichts an. „Die Sandpolypen werden auffressen, was wir hier angebaut haben. Die

Pflanzen haben keine Gelegenheit mehr, Früchte hervorzubringen. Danach gibt es nichts mehr, wovon wir

uns noch ernähren könnten. Wie findest du das?"

Partmann Gogh antwortete nicht. Tränen liefen ihm über die trockenen Wangen.

Das war also das Ende. Sie würden in der Hamburg abwarten, bis sich die gefräßigen Tiere an sie herangearbeitet hatten. Und dann war alles vorbei. Sie hatten keine Waffen, mit denen sie sich wehren konnten, und sie hatten keine Energie, um Prallschirme aufzubauen. Diese hatten sich als einzig wirksame Abwehrwaffe erwiesen.

„Jetzt bleibt uns nur noch eine Chance“, sagte Jerome Tas. „Wir müssen tun, was wir eigentlich schon längst hätten tun sollen.“

„Der Hypersender!“ rief Partmann Gogh. „Daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Und du glaubst, daß wir damit noch eine Chance haben?“

Unwillkürlich richtete er sich auf. Doch dann fiel ein Schatten über sein Gesicht, und er sank wieder zurück. „Was hilft das schon?“ fragte er deprimiert. „Wenn wir tatsächlich Erfolg haben und jemanden herbeilok-ken, dann werden es die Laren sein.“

„Ich ziehe es vor, Sklave der Laren zu sein“, sagte Jerome Tas. „Das ist immer noch besser, als von den verdammten Sandpolypen gefressen zu werden.“

Er streckte plötzlich den Arm aus und zeigte in die vor Hitze flimmernde Landschaft hinaus.

„Sie kommen.“

Partmann Gogh erhob sich hastig. Er kam so schnell hoch, daß ihm anschließend schlecht wurde, und es vor seinen Augen flimmerte, so daß er sich gegen den Baumstamm lehnen mußte. Schließlich spähte er auf die Felder hinaus.

Die Sandpolypen waren nicht zu sehen, aber ihre Aktivität war deutlich zu verfolgen.

Die Pflanzen versanken lautlos im Sand, wo sich die Allesfresser im Boden bewegten. Partmann Gogh stellte fest, daß die Pflanzen nicht nur an einer Stelle verschwanden, sondern in breiter Front, so weit er sehen konnte.

„Es müssen Tausende, vielleicht sogar Zehntausende sein“, sagte er.

„Und sie arbeiten sich viel schneller voran als sonst“, bemerkte Tas. „Kein Wunder, sie haben ja auch nicht so viel zu fressen wie früher.“

Tatsächlich war an den versinkenden Pflanzen zu erkennen, daß die Sandpolypen den Baum in wenigen Minuten erreichen würden. Partmann Gogh wandte sich wortlos ab und stieg in den Gleiter. Tas setzte sich ans Steuer und startete.

Die beiden Männer blickten nicht zurück. Sie wollten nicht sehen, wie der Baum von den Tieren zerstört wurde. Sie flogen etwa zwei Stunden. Dann erreichten sie einen Turm, der etwa achtzig Meter hoch war und an der kreisrunden Grundfläche einen Durchmesser von annähernd sechzig Metern besaß. Er war aus einem roten Synthetikstein errichtet und erinnerte in seiner Architektur an Verteidigungsbauten aus der Vorzeit der terranischen Kultur. Von allen Seiten näherten sich dem Bau, den die Siedler die *Hamburg* nannten, ausgemergelte Gestalten. Die meisten kamen zu Fuß. Einige wenige hatten einen Gleiter. Den Maschinen war anzusehen, daß sie schon über hundert Jahre alt waren.

Jerome Tas landete vor dem Eingang des Turmes, der von einem zehn Meter breiten Säuregraben umsäumt wurde. Er lächelte zurückhaltend, als er sah, daß zahlreiche Männer damit beschäftigt waren, Säure in den Graben zu gießen, um ihn weiter aufzufüllen. Er war davon überzeugt, daß die Sandpolypen in ihrer Freßgier auch diesen Graben über-

winden würden. Zu Tausenden würden sie hineinstürzen und darin sterben, aber die nachrückenden Tiere würden irgendwann über die Leichen der anderen hinweg das Tor erreichen und es aufbrechen.

Partmann Gogh stieg aus. Geduldig wartete er, bis man ihm und Tas erlaubte, sich in den Strom der in die Burg einrückenden Siedler einzureihen. Sie schritten über die einziehbare Brücke und passierten eine Kontrolle, die aus zwei Offizieren der planetarischen Landwehr bestand.

Jerome Tas wandte sich an einen der beiden Männer.

„Ich muß Schaman sprechen“, sagte er. „Sofort.“

„Er ist ganz oben“, antwortete der Offizier. „Du kannst den Fahrstuhl benutzen.“

Jerome Tas zog Partmann Gogh mit sich. Sie drängten sich zu einem Gitterkorb durch, der . an einem



Stahlseil hing. Sie kletterten hinein und gaben den Offizieren ein Zeichen. Diese stellten den Elektromotor an, und der Korb stieg in einem Schacht nach oben.

Die beiden Männer verließen den Fahrstuhl auf dem Dach des Turmes. Ein heißer Wind wehte ihnen ins Gesicht. An der brusthohen Schutzmauer am Rand des Turmes standen zahlreiche Männer und Frauen und spähten ins Land hinaus. Jerome Tas fand den Mann, den er suchte.

„Komm“, sagte er. „Wir müssen mit Schaman reden.“

Schaman war ein dunkelhaariger Mann mit grobgeschnittenem Gesicht. Seine schräggestellten Augen lagen tief in den Höhlen. Ein dichter Bart umgab das Kinn. Der Kommandant des Turmes sah erschöpft aus.

Partmann Gogh wollte etwas zu ihm sagen, doch sein Blick ging an ihm vorbei. Er trat an die Brüstung heran und blickte auf das öde Land hinaus. Er erinnerte sich noch gut daran, daß hier vor Jahrzehnten, noch fruchtbares, blühendes Land gewesen war.

Jetzt bemerkte er ein eigenartiges, vielfarbiges Flimmern in der Ferne, das sich ihnen langsam näherte. Und plötzlich fiel ihm ein, daß er diese Erscheinung auch draußen auf dem Feld beobachtet hatte.

„Seht ihr das Flimmern?“ fragte er. „Sie kommen.“

„Was für ein Flimmern?“ fragte Jerome Tas. „Meinst du die Hitze?“

Partmann Gogh versuchte, es ihm zu erklären, doch Tas begriff nicht. Er sah nicht, was Gogh sah.

„Entweder werde ich verrückt“, sagte Partmann Gogh, „oder ich kann die Sandpolypen tatsächlich sehen.“

„Niemand kann sie sehen“, stellte Schaman fest. „Aber das ist auch egal. Du solltest wissen, daß sieben von den vierzig Burgen gefallen sind. Die Bevölkerungszahl von Kesskeil ist auf unter eine Million gesunken.“

„Deshalb bin ich gekommen“, erwiderte Tas. „Es gibt nur noch eine Chance. Wir müssen den Hyperfunksender in Betrieb nehmen.“

„Das würde uns alle Energie kosten, über die wir noch verfügen. Danach könnten wir nur noch die Hände in den Schoß legen und warten.“

„Das ist mir klar“, sagte Tas. „Bildest du dir aber wirklich ein, daß uns der Säuregraben hilft? Die Polypen werden die Burg von unten her aufbrechen, und dann ist es sowieso aus. Oder hat sich eine der anderen Burgen als sicher erwiesen?“

„Nein“, gab Schaman zögernd zu.

„Also dann“, sagte Jerome Tas. „Ich bin der einzige auf Kesskeil, der mit einem Hypersender umgehen kann. Ich benötige sämtliche Energien. Laß die Batterien aus allen Geräten ausbauen, auch aus den Gleitern. Und beeile dich. Ich muß die Batterien zusammenkoppeln, bevor ich senden kann. Das dauert einige Zeit. Und ich muß rechtzeitig senden. Wenn die Polypen die Burg schon erreicht haben, ist es zu spät.“

Schaman zögerte nur kurz, dann erteilte er seine Befehle. Sie lösten eine hektische Betriebsamkeit aus. Niemand protestierte. Die Menschen wußten, um was es ging. Jerome Tas ließ sich sämtliche Batterien bringen, die im Turm und in seiner Nähe aufzutreiben waren. Mit primitiven Mitteln schaltete er sie zusammen, obwohl dies nicht der optimale Weg war, ein Höchstmaß an Energie auszuschöpfen. Doch er wußte es nicht anders.

Partmann Gogh, der ihm schon früher häufig bei Übungen zur Hand gegangen war, richtete die Antennen auf und befreite den Hypersender mit seinen angeschlossenen Apparaturen von den Schutzverkleidungen. Hin und wieder eilte er zur Brüstung und spähte in die Landschaft hinaus. Dabei wurde ihm immer deutlicher bewußt, daß er die Sandpolypen tatsächlich sehen konnte. Sie erzeugten ein ihm unbekanntes Energiefeld, das in allen Farben schillerte und sich dicht über dem Sand bewegte, während die Tiere sich im Sand voranarbeiteten.

Als Jerome Tas und Partmann Gogh etwa zwei Stunden gearbeitet hatten, war der Hyperfunksender einsatzbereit. Die Sandpolypen hatten sich der *Hamburg* inzwischen bis auf etwa fünf Kilometer genähert. Die Burg bildete nun den Mittelpunkt eines etwa zehn Kilometer durchmessenden Gebietes, in dem es noch eine Vegetation gab. Von allen Seiten rückten jedoch die gefräßigen Tiere näher und schlangen die Pflanzen und Kleinlebewesen in sich hinein.

Partmann Gogh sah das Flimmern über dem Sand jetzt ganz deutlich. Er sagte jedoch nichts, weil er bemerkt hatte, daß man ihm nicht glaubte und dazu neigte, ihn für geistesgestört zu halten. Er hielt es eher für möglich, daß sich bei ihm eine bisher unbekannte parapsychische Begabung bemerkbar machte.

„Wir sind soweit“, sagte Jerome Tas, als er zu ihm zurückkehrte. „Ich fange jetzt an.“

Sie befanden sich in einem kühlen Raum im Mittelpunkt des Turmes. Sie waren allein. Offiziere schirmten sie nach außen hin ab, damit sie nicht gestört wurden.

„Hoffen wir, daß der Sender wirklich funktioniert“, sagte Gogh nervös. Jerome Tas schien in dieser Hinsicht keine Zweifel zu haben. Er schaltete den Sender ein.

„Hier spricht Kesskeil“, sagte er dann und gab die kosmischen Koordinaten des Kesskeil-Systems an. „Wir befinden uns in höchster Not und benötigen dringend Hilfe. Wir haben nur noch einige Stunden zu leben. Eine Naturkatastrophe droht uns zu vernichten. Bitte, helfen Sie uns.“

Diesen Spruch wiederholte er pausenlos, wobei er Partmann Gogh die Hyperfunkantennen verstellen ließ, um so einen möglichst großen Raum zu erfassen.

Der Hyperfunktensender hielt sieben Minuten und zwanzig Sekunden lang. Dann gab es einige Kurzschlüsse, und der Sender schaltete sich selbst aus.

„Vorbei“, sagte Jerome Tas. „Keine Energie mehr und dazu noch Schäden, die wir nicht beheben können.“

\*

„Der Mann, dem hier die Bank gehört, will Sie sprechen“, sagte der Blue Tewarc, Sekunden bevor das Armbandfunkgerät des Kommandanten zu summen begann. „Es kam gerade durch.“

„Danke“, erwiderte Yesgo Damlander und schaltete das Gerät ein. Der Funkleitstand teilte ihm mit, was er bereits erfahren hatte. Er bestätigte und gab den Befehl, den Besucher an Bord zu lassen.

Tewarc verabschiedete sich von ihm. Der Kommandant blickte der hochgewachsenen Gestalt nach, bis sie hinter einer Gangbiegung verschwand. Er hatte keinen besonders guten Kontakt zu dem Blues. Er wußte selbst nicht, warum.

Yesgo Damlander hatte den Verdacht, daß Tewarc etwas vor ihm verbarg. Nachdenklich begab er sich in die Offiziersmesse, wo wenig später der angekündigte Besucher erschien.

„Janok Kays ist mein Name“, sagte der Mann. „Mir gehört die Bank. Ich bin an einigen Versicherungen beteiligt und spiele auch sonst in der Wirtschaft dieser Welt eine erhebliche Rolle. Das Geld habe ich bei der Jagd verdient. Das zu Ihrer Information über mich.“

„Interessant“, entgegnete Yesgo Damlander und stellte ein Glas mit einem erfrischenden Getränk vor seinem Besucher auf den Tisch. „Und worauf wollen Sie hinaus?“

Janok Kays blickte ihn kalt und abweisend an.

„Ich nehme an, Sie haben die Aufgabe, solche Menschen zur Erde zu holen, die unter erschwerten Bedingungen leben. Ist das so?“

„Es ist so“, antwortete der Kommandant.

„Nun, dann sollten Sie wissen, daß es hier keine erschwerten Bedingungen gibt. Die Menschen hier haben keine Not zu leiden. Im Gegenteil. Uns geht es außerordentlich gut.“

„Und dennoch wollen über neunzig Prozent der Bevölkerung weg.“

„Weil Sie ihnen die Köpfe verdreht haben, wollen die Menschen nicht hier bleiben. Sie haben Angst vor Mikroben, die den Planeten verseucht haben. Sie haben Angst davor, daß das Gegengift über Nacht zu Ende gehen könnte. Diese Gefahr besteht nicht. Deshalb kann ich Ihnen nur einen Rat geben. Verschwinden Sie von hier. Sie stürzen uns ins Elend.“

Der Kommandant blieb kühl.

„Ich richte mich nach dem Wunsch der Bevölkerung“, erwiderte er. „Der Wunsch eines einzelnen kann nicht berücksichtigt werden. Wenn die Menschen diesen Planeten verlassen wollen, werden wir sie mitnehmen. Wir hindern niemanden daran, hierzubleiben. Auch Sie nicht.“

„Sie haben keine Ahnung von wirtschaftlichen Zusammenhängen“, warf ihm der Jäger vor.

„Mag sein. Dafür kenne ich mich mit Leuten recht gut aus, die auf ihrem Geld sitzen.“

Janok Kays wurde bleich. In seinem Gesicht zuckte es. Nur mit Mühe beherrschte er sich. Fast fünf Minuten verstrichen, ohne daß einer der beiden Männer etwas sagte. Dann lächelte Kays resignierend.

„Das war ziemlich hart“, sagte er. „Ich kann Ihnen diese Bemerkung jedoch noch nicht einmal übelnehmen. Sie wissen einfach zu wenig von wirtschaftlichen Dingen, um die Situation beurteilen zu können. Sie halten mich für einen geldgierigen Kapitalisten, der nichts anderes im Sinn hat, als die Menschen von Trao noch ein wenig länger auszubeuten.“

„Ist es denn nicht so?“ fragte der Kommandant.

„Nein“, sagte Kays. „Aber Sie können das nicht verstehen. Sie haben durch Ihr Erscheinen auf Trao eine Psychose ausgelöst. Viele Menschen werden vielleicht schon bald bedauern, daß sie diese Welt verlassen ha/-

ben, um auf der Erde neu anzufangen. Aber dann wird es zu spät für sie sein. Dann ist hier alles

zusammengebrochen."

Janok Kays erhob sich. Ein spöttisches Lächeln glitt über seine Lippen.

„Sie sind ein harter, eiskalter Brok-ken", sagte er. „Sie ziehen Ihren Auftrag durch, ohne nach links oder rechts zu sehen. Hoffentlich tut Ihnen nicht eines Tages leid, was Sie getan haben."

Er ging zum Ausgang. Dort blieb er stehen.

„Und vergessen Sie nicht, Kommandant: Die Bewohner von Trao sind durch Mikroben verseucht. Sie müssen allesamt durch eine Desinfektionsschleuse, sonst geht es Ihnen und Ihrer Besatzung bald dreckig.

Für den Notfall werde ich Sie mit einer ausreichenden Menge Serum versorgen."

„Zu welchem Preis?" fragte Damlander spöttisch.

„Sie vermuten falsch", erwiderte der Jäger. „Ich will keine Geschäfte machen. Sie bekommen das Zeug umsonst, weil ich keine Lust habe, unter lauter armen Rückwanderern der reichste zu sein."

„Sie wollen Trao also auch verlassen?"

„Ich halte es hier nicht mehr aus, wenn Trao entvölkert ist." Er wollte die Messe verlassen. Das Schott öffnete sich vor ihm, und ein Akone trat ein.

„Wir haben einen Notruf aufgefangen", berichtete er. „Er kam von der Welt Kesskeil im Kesskeil-System. Entfernung zwanzig Lichtjahre. Die Leute dort scheinen sich in einer unangenehmen Lage zu befinden."

„Schicken Sie sofort drei Korvetten hin", befahl der Kommandant.

„Drei Korvetten", bestätigte der Akone und verschwand.

„Es scheint Welten zu geben, auf denen Sie dringender benötigt werden", sagte Janok Kays. „Warum fliegen Sie nicht mit der QUARTOR hin?"

Kommandant Yesgo Damlander antwortete nicht.

Enttäuscht verließ der Jäger die Messe.

Damlander setzte sich mit der Zentrale in Verbindung und gab die nötigen Anweisungen für die Aufnahme der Siedler von Trao an Bord. Er ging kein Risiko ein. Bevor die QUARTOR startete, mußte geklärt werden, ob die Mikroben nur hier auf Trao eine Gefahr darstellten oder auch auf der Erde.

Um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung war, setzte er sich mit dem verantwortlichen Schleusenoﬃzier in Verbindung. Dieser bestätigte ihm, daß Janok Kays vorschriftsmäßig behandelt worden war. Das be-

deutete, daß er desinfiziert worden war. Durch ihn waren keine Keime eingeschleppt worden.

\*

„Linearflug unterbrechen", befahl Jon Piesty, der Kommandant einer der Korvetten, die unterwegs waren, um den Siedlern von Kesskeil zu helfen.

Seine Offiziere blickten ihn überrascht an. Für eine Unterbrechung gab es keinen erkennbaren Grund. Sie sollten so schnell wie möglich nach Kesskeil fliegen. Jeder Aufenthalt kostete Zeit und bedrohte dadurch Menschenleben.

„Haben Sie meinen Befehl nicht gehört?" herrschte Piesty den Piloten an, als dieser nicht reagierte.

„Doch, Sir. Entschuldigen Sie", entgegnete der Pilot und nahm die notwendigen Schaltungen vor. Die Korvette kehrte ins Einsteinsche Nor-malkontinuum zurück.

„Ortung", meldete der Ortungsleitstand.

Jon Piesty erhob sich aus seinem Sessel und ging zu den Ortungsﬃzieren hinüber. Auf den Bildschirmen zeichnete sich ein Objekt ab. Zahlenangaben informierten darüber, daß sich das Objekt kaum einhunderttausend Kilometer von ihnen entfernt auf einem Kurs bewegte, der den Kurs der Korvette tangierte.

„Die Besatzung befindet sich in Not", meldete der Funkleitstand. „Wir haben einen Notruf."

„Wir bergen die Besatzung", befahl der Kommandant.

Während der Pilot die notwendigen Manöver einleitete, wandte sich der Erste Offizier an Piesty.

„Wieso haben Sie gewußt", meinte er verblüfft, „daß hier ein Havarist ist?"

Er hatte ein fast freundschaftliches Verhältnis zum Kommandan-

ten. Deshalb konnte er sich eine solche Frage erlauben. Er rechnete fest mit einer klärenden Antwort.

Doch Jon Piesty tat, als habe er nichts gehört. Er ließ ihn stehen und ging zum Piloten. Der Erste Offizier blickte ihm kopfschüttelnd nach.

So hatte er den Kommandanten noch nicht erlebt.

Jon Piesty aber konnte ihm gar nicht antworten. Der Kommandant fragte sich selbst, weshalb er so reagiert hatte. Er hatte keine befriedigende Erklärung dafür. Er hatte den Befehl ausgesprochen, und erst als die Korvette sich im Normalkonti-'nuum befand, war ihm bewußt geworden, was er getan hatte.

Voller Unruhe blickte er auf die Ortungsschirme. Die Korvette näherte sich dem Havaristen. Es war ein kleines Beiboot, wie es für zivile Raumschiffe als Rettungseinheit benutzt wurde.

„Haben wir eine direkte Verbindung zur Besatzung?“ fragte er.

„Keine Bildverbindung“, antwortete der Funkleitoffizier. „Dem Havaristen scheint die Energie ausgegangen zu sein.“

„Äußerste Vorsicht“, befahl Piesty. „Solange wir nicht wissen, was in dem verdammten Ding ist, schleusen wir es nicht ein.“

Doch ein solches Manöver war gar nicht notwendig. Als die Korvette das Rettungsboot erreicht hatte, öffnete sich bei diesem eine Schleuse. und eine humanoide Gestalt im Raumanzug schwebte daraus hervor.

„Macht das Tor auf, Leute“, ertönte eine männliche Stimme. „Lange halte ich es in meinem Raumanzug nämlich nicht mehr aus. Ich habe noch Sauerstoff für vier Minuten. Wie findet ihr das?“

„Eine bewaffnete Staffel in Schleuse vier“, befahl der Kommandant. „Ich komme mit.“

Der Erste Offizier leitete den Befehl weiter. Er blieb in der Hauptleitzentrale, während der Kommandant sich zur Schleuse begab. Als er

dort eintraf, war die bewaffnete Staffel auch schon da. Sie bestand aus zwanzig Männern in einfachen Schutzanzügen. Die Männer hielten leichte Energiestrahler in den Händen.

„Waffen entschärfen“, befahl der Kommandant. „Wir wollen uns nicht überraschen lassen.“

Eine Lampe leuchtete an der Schleuse auf. Sie zeigte Piesty an, daß der Havarist die Schleuse betreten hatte und daß sich das äußere Schott nun schloß. Einige Sekunden vergingen, dann leuchtete eine andere Lampe auf. Der Druckausgleich war erfolgt. Das innere Schleusenschott bewegte sich.

Jon Piesty stützte seine Hand auf den Kolben seiner Dienstwaffe. Er war so unsicher wie noch niemals zuvor in seinem Leben. Er vermutete die abenteuerlichsten Lebewesen im Raumanzug, dachte jedoch nicht an einen Menschen. Deshalb war er fast enttäuscht, als er den Mann sah, der in dem Raumanzug steckte. Er hatte den Helm bereits abgenommen.

„Ich danke Ihnen“, sagte der Fremde freundlich und streifte sich den Raumanzug ab. „Das war wirklich Hilfe im allerletzten Augenblick. Wenn Sie nur ein paar Minuten später gekommen wären, wäre ich erstickt.“

Die Männer der Sicherheitsstaffel ließen die Waffen sinken. Comman-der Jon Piesty streckte dem Fremden die Hand entgegen.

„Ich bin verdammt froh, daß wir Sie noch rechtzeitig aufgefischt haben“, sagte er. „Woher kommen Sie?“

„Mein Name ist Volther Throyn-bee“, erwiderte der Havarist. „Ich komme aus der Gegend der Provcon-Faust. Ich befand mich an Bord eines Frachters, der havarierte. Ich bin der einzige, der überlebt hat.“

„Provcon-Faust?“ fragte Piesty überrascht. „Mann, das ist ziemlich weit weg von hier.“

„Das ist richtig“, bestätigte Throynbee. „Mein Bordcomputer hat versagt. Er hat mich in die falsche Richtung geführt, sonst wäre alles in Ordnung gewesen.“

Volther Throynbee hatte tiefschwarzes Haar und auffallend hellblaue Augen, die in einem lebhaften Kontrast zu seinem Haar standen. Sein Teint war fast dunkelbraun. Jon Piesty bemerkte jedoch helle Stellen am Hals und in der Gegend des rechten Ohres. Er schloß daraus, daß Throynbee ein selbstbräunendes Mittel verwendet hatte, bei der Anwendung jedoch nicht sorgfältig genug gewesen war.

Er schaltete sein Armbandfunkgerät ein.

„Flug fortsetzen“, befahl er, als der Erste Offizier sich meldete.

„Sie werden Hunger und Durst haben“, sagte er dann zu Throynbee. „Kommen Sie mit mir. Ich lade Sie ein.“ Throynbee lachte.

„Sie haben es genau erfaßt“, sagte er. „Ich komme um vor Durst. Für ein kaltes Bier würde ich eine Stunde meines Lebens geben.“

Er deutete über die Schulter zurück.

„Sie haben übrigens recht, daß Sie das Beiboot nicht an Bord nehmen“, bemerkte er dann. „Das Ding hat nur noch Schrottwert.“

„Ich hätte es dennoch übernommen, wenn ich Zeit für das Manöver gehabt hätte“, antwortete der Kommandant.

\*

Das Flimmern und Leuchten war überall. Partmann Gogh wußte jetzt, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die Sandpolypen strahlten irgend etwas aus, was er wahrnehmen konnte, die anderen jedoch nicht. Er blickte furchterfüllt auf das Vorland des Turmes. Die Sandpolypen waren nun nur noch etwa hundert Meter vom Burggraben entfernt. An eine Rettung glaubte unter diesen Umständen niemand mehr auf dem Turm. Schweigend blickten die Siedler auf den Graben hinab. Minuten nur noch würden vergehen, dann würden sie zum ersten Mal Sandpolypen sehen.

Jerome Tas kam zu Gogh.

„Niemand hat uns gehört“, sagte er anklagend. „Niemand.“

„Wenn wir auf sie geschossen hätten, hätte es ein bißchen länger gedauert. Wo ist der Unterschied?“

Hinter ihnen begannen einige Frauen zu weinen. Gogh wandte sich um und wollte sie anschreien, doch als er ihre bleichen Gesichter sah, unterließ er es. Zahlreiche Männer, Frauen und Kinder lagen auf dem Boden. Die Angst lahmte sie.

„Es ist nicht angenehm, darauf zu warten, daß man bei lebendigem Leib aufgefressen wird“, sagte Jerome Tas. Er war jetzt seltsam ruhig, so als ginge ihn alles gar nichts an. Partmann Gogh blickte ihn forschend an, und er merkte, daß Tas sich ebenso fürchtete wie sie alle. Er verstand es lediglich, es besser zu verbergen..

Plötzlich schrie jemand gellend auf.

Partmann Gogh fuhr herum. Im ersten Moment glaubte er, ein Sandpolyp habe den Durchbruch geschafft.

„Ein Raumschiff!“ schrie einer der Männer und zeigte mit beiden Armen erregt in den Himmel hinauf.

„Tatsächlich“, murmelte Jerome Tas. Er schien es nicht glauben zu wollen. „Hoffentlich sehen sie uns.“

„Können wir uns nicht bemerkbar machen?“

„Wie denn?“ fragte Tas. „Wir haben kein Funkgerät.“

Es schien, als werde das kugelförmige Raumschiff über sie hinwegziehen, doch plötzlich senkte es sich herab und raste mit atemberaubender Geschwindigkeit auf sie zu. Die Menschen auf dem Turm begannen wild zu schreien. Männer und Frauen fielen sich weinend in die Arme. Und selbst Jerome Tas hatte plötzlich nasse Augen. Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme versagte.

„Ich kann es nicht glauben“, sagte Partmann Gogh mit schwankender Stimme. „Sie haben uns wirklich gehört.“

Das Raumschiff schwebte herab. Die Siedler konnten erkennen, daß es mit seinen Antigravs flog, da keine Glutstrahlen aus den Abstrahlschächten schlugen.

„Mensch“, brüllte Partmann Gogh. „Sie dürfen nicht landen. Die Sandpolypen könnten an Bord kommen, und dann ist alles aus.“

Er kletterte blitzschnell auf die Brüstung und winkte mit beiden Armen zum Raumschiff hinüber, das nun bereits die Landestützen ausfuhr und sich nur noch etwa fünfzig Meter über dem Boden befand. Eine Schleuse öffnete sich, und ein Gleiter schwebte auf den Turm zu. Wild gestikulierend machte Gogh auf sich aufmerksam. Der Gleiter beschleunigte, kam zu ihm und landete direkt neben ihm auf dem Turm.

„Das Schiff darf nicht landen“, brüllte Partmann Gogh. Er wiederholte seine Warnung noch mehrere Male, und die anderen Siedler schrien ebenfalls auf die beiden Offiziere im Gleiter ein, bis diese endlich begriffen. Sie schalteten das Funkgerät ein und gaben die Warnung an die Hauptleitzentrale durch.

Erleichtert beobachtete Partmann Gogh, daß die Korvette wieder aufstieg und in etwa einhundert Meter Höhe verharnte. Er öffnete die hintere Tür des Gleiters und stieg ein. Dann unterrichtete er die Offiziere mit wenigen Worten über die Situation. Währenddessen drängten Hunderte von Männern, Frauen und Kindern durch die Aufgänge auf die Plattform.

„Es kommt also darauf an, die Menschen in kürzester Zeit aufzunehmen“, schloß er seinen Bericht. „Länger als eine halbe Stunde darf die Aktion nicht dauern.“

„Wir könnten die Polypen mit

Borddesintegratoren vernichten“, enlegnete einer der Offiziere.

„Versuchen Sie es lieber gar nicht erst“, sagte Gogh. „Sicher töten Sie damit Tausende, aber die anderen drängen nach. Es kommen immer mehr. Kein Mensch weiß, wie viele es gibt. Nein, nehmen Sie uns an Bord. So schnell wie möglich. Sollen die Polypen den Turm fressen. Das ist uns gleich.“

Erst jetzt merkte Partmann Gogh, daß das Videogerät die ganze Zeit über angeschaltet gewesen war.

„Die Aktion läuft an“, sagte der Mann, dessen Gesicht auf dem Bildschirm zu sehen war. „Verlassen Sie sich darauf. Wir schaffen es.“

Die Schleusen der Korvette öffneten sich. Antigravplattformen, Shifts, Space-Jets und andere Transportmittel glitten auf den Turm zu und landeten darauf. Uniformierte sprangen heraus und halfen den Siedlern einzusteigen. Verblüfft beobachtete Gogh, daß auf diese Weise Hunderte auf einmal aufgenommen und zur Korvette gebracht wurden.

Er stieg aus.

„Nehmen Sie die Leute auf“, bat er. „Ich gehe erst als letzter.“

Er eilte davon und lief über die Treppen nach unten, um dabei zu helfen, die Frauen und Kinder nach oben zu bringen. Der Turm leerte sich unglaublich schnell. Die Bergungsaktion verlief, als habe die Besatzung der Korvette sie vorher schon oft geübt.

Dabei achtete kaum jemand auf die Sandpolypen.

Als Partmann Gogh als einer der letzten in einen Gleiter stieg und über die Brüstung hinausschwebte, blickte er nach unten. Eine sandgraue Masse stürzte in den Burggraben, aus dem dichte Dampfwolken aufstiegen, als die Tiere in der Säure vergingen. Die Sandpolypen waren vielarmige Wesen mit einem spinnengleichen, unbehaarten Körper. Gogh würgte, als er sie sah, weil er

unwillkürlich daran dachte, daß er und alle anderen im Turm beinahe von diesen Tieren getötet worden wären.

„Es gibt noch etwa zwanzig solcher Türme auf Kesskeil“, sagte er zu dem Offizier am Steuer, als der Gleiter in eine Schleuse flog. „Wir müssen uns unbedingt um die anderen kümmern.“

„Sie können sich darauf verlassen, daß wir das tun“, erwiderte der Offizier. „Hoffentlich sind die Biester noch nicht so nahe bei den anderen Türmen, denn sonst wird es zu knapp für uns.“

Die Offiziere schienen ihn als einen der Führer anzusehen, denn sie baten ihn, in die Hauptleitzentrale zu kommen. Als er durch die Gänge eilte, war er überrascht darüber, daß die vielen Menschen aus dem Turm nur so wenig Platz benötigten. Der eine Offizier sagte ihm, daß sie nur zwei Hangars füllten.

„Wir können noch ziemlich viele aufnehmen“, schloß er. Dann hatten sie die Hauptleitzentrale erreicht. Der Kommandant kam ihnen entgegen, um Partmann Gogh zu begrüßen und sich die Situation auf Kesskeil noch einmal eingehend von ihm schildern zu lassen.

Das Raumschiff raste weiter zum nächsten Turm. Auch hier hatten sich die Siedler vor den heranrückenden Sandpolypen zurückgezogen, doch schwebten sie noch nicht in Lebensgefahr, da die Front der Tiere kilometerweit entfernt war.

Von einem bequemen Sessel aus, mit erfrischenden Getränken und einem kleinen Imbiß versorgt, verfolgte Partmann Gogh die Bergungsaktion. Sie lief reibungslos ab. Die Siedler aus siebzehn Türmen wurden aufgenommen, ohne daß es Schwierigkeiten gab.

Der achtzehnte Turm war leer.

Partmann Gogh würgte, als er die Löcher sah, die die Sandpolypen in die Mauern gebrochen hatten. Hier kam jede Hilfe zu spät.

Nicht anders war es bei sieben weiteren Türmen, die die Korvette danach anflog. Danach aber fand der Kommandant noch fünf Türme mit Siedlern, die er bergen konnte.

„Wir sind jetzt bis auf den letzten Platz besetzt“, sagte der Kommandant zu Partmann Gogh. Dieser verstand, was er damit ausdrücken wollte. Mehr Siedler hätte die Korvette gar nicht aufnehmen können. „Die anderen beiden Schiffe, die uns begleitet haben, sind ebenfalls randvoll. Mit einer solchen Situation haben wir nicht gerechnet. Gut, daß die Bevölkerungszahl auf Kesskeil nicht noch wesentlich höher war.“

Überrascht horchte Gogh auf. Er hatte bis dahin nicht gewußt, daß noch zwei weitere Korvetten an der Rettungsaktion beteiligt gewesen waren.

„Kesskeil ist eine grausame Welt“, sagte er leise. „Viel mehr Menschen hätten hier gar nicht leben können. Wir alle sind froh, daß die harten Zeiten vorbei sind.“

Er blickte auf.

„Aber eines begreife ich nicht“, fuhr er fort. „Wieso haben die Laren nicht auf unseren Hyperfunkspruch reagiert? Wieso können Sie als Ter-raner mit drei Raumschiffen hier aufkreuzen?“

„Die Antwort wird Sie überraschen“, entgegnete der Kommandant lächelnd. „Weil es keine Laren mehr in der Milchstraße gibt. Wir wollen Sie zur Erde bringen. Sind Sie damit einverstanden?“

Partmann Gogh griff sich an den Hals, der ihm plötzlich eng geworden war.

„Was für ein Tag“, sagte er mit schwankender Stimme. „Was für ein Tag!“

Yesgo Damlander, Kommandant der QUARTOR, kehrte aus der bakteriologischen Abteilung des Raumschiffs in die Zentrale zurück, als die Nachricht von der Ankunft der drei Korvetten einlief. Er setzte sich an ein Telekom und ließ sich ausführlich berichten, wie die Rettungsaktion auf Kesskeil verlaufen war.

„Darüber hinaus ist noch ein Vorfall wichtig“, schloß Jon Piesty seinen Report. „Auf dem Hinflug nach Kesskeil habe ich den Linearflug unterbrechen lassen, ohne dafür ein überzeugendes Motiv zu haben.“

Unmittelbar darauf haben wir einen Havaristen geortet und geborgen. Es ist mir nicht gelungen, inzwischen zu klären, ob ein Zusammenhang zwischen meinem Befehl und dem Schiffsbrüchigen besteht. Ich halte so etwas für völlig ausgeschlossen, glaube jedoch auch nicht an einen Zufall.“

„Ich möchte mit dem Mann reden“, entgegnete Yesgo Damlander. „Bringen Sie ihn zu mir, sobald wir gestartet sind.“

„Ich werde ihn schon mal informieren“, sagte Piesty. Nach einigen abschließenden Worten beendete Damlander das Gespräch.

Er verließ die Zentrale und begab sich zur Hauptschleuse, die mit medizinischen Spezialeinrichtungen versehen worden war. Die Siedler von Trao wurden mit Bestrahlungen und chemischen Duschen von den gefährlichen Keimen dieser Welt befreit, bevor sie das Schiff betreten durften. Die meisten von ihnen verhielten sich ruhig. Die große Erregung der ersten Stunden war vorbei. Doch die Zahl derer, die Trao verlassen wollten, war nicht geringer geworden.

Yesgo Damlander empfand keine Befriedigung dabei, als er dies feststellte. Er hatte den Auftrag, die Menschen zur Erde zurückzubringen, ohne sie dabei unter Druck zu setzen. Die Siedler verließen Trao freiwillig. Er hatte sie nicht beeinflusst. Und hätten sich nur wenige gefunden, die bereit waren, zur Erde zu reisen, dann wäre die QUARTOR

zur nächsten von Menschen besiedelten Welt weitergefliegen.

Stunde um Stunde verging. Yesgo Damlander wich nicht von seinem Platz, bis die letzten Siedler das Schiff betraten. Es waren Janok Kays und ein Mädchen.

„Sie bleiben also auch nicht hier“, sagte der Kommandant, als der Jäger vor ihm stand.

„Was soll ich auf einer Welt ohne Menschen?“ entgegnete Kays. „Meine Tochter und ich werden auf der Erde unseren Platz finden.“

Yesgo Damlander nickte nur.

Die Schleusen schlossen sich. Die Aktion Trao war abgeschlossen. Der Kommandant kehrte in die Zentrale zurück. Die Startvorbereitungen liefen an.

Unmittelbar vor dem Start meldete sich Jon Piesty, der Kommandant der Korvette.

„Ich habe Volther Throynbee suchen lassen“, berichtete er. „doch wir haben ihn nicht gefunden. Er ist spurlos verschwunden.“

„Das ist unmöglich“, sagte Damlander ärgerlich. „Er muß an Bord sein, oder glauben Sie, daß er freiwillig auf Kesskeil geblieben ist, wo er gute Aussichten hat, von den Sandpolypen gefressen zu werden? Er muß bei Ihnen an Bord sein. Etwas anderes ist ausgeschlossen.“

„Ich habe alles durchsuchen lassen“, erwiderte Piesty. „Ich habe Hunderte befragt. Ohne Ergebnis. Er scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.“

„Die Korvette wird nicht eingeschleust“, entschied Damlander. „Sie begleiten uns auf unserem Flug zur Erde. Und auch dort wird die Korvette zunächst nicht landen, sondern im Orbit bleiben. Ich werde den Fall melden. Vielleicht hat man irgendwo schon von einem Volther Throynbee gehört, so daß wir mehr über ihn erfahren.“

4. „Eine Nachricht von Volther

Throynbee“, sagte der Sekretär zu Julian Tiffloor.

Diese Worte genügten. Tiffloor unterbrach die Konferenz, in der er sich befand, und verließ den Raum, um sich eingehend unterrichten zu lassen.

Er erinnerte sich allzu gut an Volther Throynbee, der versucht hatte, den Rückzug der Laren aus der Milchstraße zu verhindern, weil er hoffte, dadurch das *Unternehmen Pilgervater* unmöglich machen zu können. Er gehörte jener Gruppe von Menschen an, die Gää nicht verlassen wollten. Mit einem Frachter hatte er die Energiewirbel der Dunkelwolke durchstoßen, um die Laren zu warnen. Ronald Tekener hatte ihn daran gehindert, seinen verräterischen Plan durchzuführen. Danach war Throynbee auf rätselhafte Weise

verschwunden. Die Besatzung des Frachters hatte behauptet, er sei nie an Bord gewesen. Selbst mit modernsten Verhörmethoden war ihnen nicht nachzuweisen, daß sie die Unwahrheit gesagt hatten. Es war offensichtlich so, daß Throynbee die Erinnerung an ihn vollkommen aus ihren Gehirnen gelöscht hatte.

Schweigend hörte sich Julian Tifflor den Bericht an, der von dem Sammlerschiff QUARTOR stammte.

„Es ist so, wie wir schon lange vermutet haben“, sagte er dann. „Volther Throynbee ist ein Mutant. Es wird Zeit, daß wir mit ihm reden und ihn unter Kontrolle bekommen, sonst könnte es gefährlich für uns alle werden.“

„Was werden Sie unternehmen?“ fragte der Sekretär.

„Wahrscheinlich werde ich die Altmutanten gegen ihn einsetzen“, antwortete Tifflor, dankte dem Sekretär mit einem Kopfnicken und kehrte in den Konferenzraum zurück.

Juta Kosan, der Sekretär, blieb noch einige Minuten lang auf dem Fleck stehen. Er blickte zu Boden, als suche er etwas. Dann eilte er in sein Büro, kritzelte eine Nachricht auf ein Blatt Papier und verließ das Ministerium.

Er benutzte einen Gleiter. Mit dieser Maschine stieg er zunächst bis in eine Höhe von fast fünf Kilometern auf. Wiederum verharrte er auf der Stelle, als könne er sich nicht entschließen, eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Tief unter ihm bewegten sich Millionen von Menschen. Sie hatten die Stadt durch ihr Verhalten geprägt und ihr einen charakteristischen Lebensrhythmus gegeben. Das war auch jetzt so, doch die Menschen verhielten sich völlig anders als sonst.

Sol-Town war eine sterbende Stadt.

Die Häuser leerten sich. Die Menschen zogen zu den riesigen Kugel-raumschiffen, die auf den Raumhäfen von Gäa gelandet waren. Mit ihnen wollten sie zur Erde fliegen, die aus der Galaxis Ganuhr in die Milchstraße zurückgekehrt waren.

Probleme von bislang unvorstellbaren Ausmaßen waren dabei zu lösen. Die komplizierten

Vermögensverhältnisse der Bewohner von Gäa mußten in einer für alle befriedigenden Weise gelöst werden.

Wertobjekte aller Art mußten in Spezialcontai-ner verpackt mitgeführt werden.-Maschinen von unersetzlichem Wert mußten demontiert und für den Transport vorbereitet werden.

Die Menschheit verließ das Versteck, in dem sie sich mehr als hundert Jahre lang sicher gefühlt und in dem sie intensiv weitergearbeitet hatte. Die Ergebnisse dieser Arbeit wollte sie nun nicht einfach zurücklassen, sie wollte auf der Erde nicht wieder beim Nullpunkt anfangen.

Doch der Transportraum war beschränkt. Es war völlig ausgeschlossen, daß die Menschen alles mitnahmen, was ihnen wichtig erschien. Sie mußten Kompromisse machen. Da aber kaum jemand bereit war, aus eigener Einsicht zu verzichten oder sich auch nur zu entscheiden, war die Regierung gezwungen gewesen, einen gewaltigen bürokratischen Apparat aufzubauen, der sich mit der Begutachtung von Werten und Transportgenehmigungen befaßte.

Juta Kosan griff sich stöhnend an den Kopf.

„Ich glaube, eine solche Situation hatten wir noch nie“, sagte er. „Welch ein Exodus! Was für Probleme. Und was für ein Chaos.“

Er stutzte.

In einer solchen Situation konnte eigentlich jeder tun, was immer er wollte, ohne daß er sich dafür zu verantworten hatte. Wenn Gäa erst einmal geräumt worden war, dann, würde sich später niemand mehr um Dinge kümmern, die hier geschehen waren.

Er blickte abermals nach unten.

Das kugelförmige Hochhaus lag direkt unter ihm. In diesem Haus befand sich eine luxuriös eingerichtete Wohnung. Sie gehörte nicht ihm, sondern einem anderen hochgestellten Beamten der Regierung. Dieser Mann hielt sich jetzt darin auf. Das wußte Kosan. Er wußte auch, daß dieser Mann nicht mehr lange dort bleiben würde. Noch heute würde er zu einem der Raumschiffe fliegen und zur Erde starten. Und mit ihm eine schwarzhaarige Frau mit dem Namen Katin Kosan.

Er würde das Lächeln nie vergessen, mit dem sie ihn angesehen hatte, als sie vor einem halben Jahr aus seiner Wohnung ausgezogen war. Sie hatte fast sein gesamtes Vermögen mitgenommen, weil er ihr blind vertraut hatte. Sie hatte über ihn gelacht, und sie hatte sich über seine Gefühle lustig gemacht. Das hatte ihn zutiefst verletzt, und das war schlimmer als alles andere, was sie ihm angetan hatte.

Niemand wird dich dafür zur Verantwortung ziehen! wisperte es in ihm.

Juta Kosan ließ den Gleiter steil abfallen. Er lenkte ihn nach Norden und entfernte sich einige Kilometer weit von dem kugelförmigen Haus.

Dann näherte er sich ihm wieder, flog dieses Mal jedoch niedrig, so daß er sich zwischen anderen Gleitern

bewegte und nicht auffiel. Er landete in einer Parknische.

Kleine blaue Streifen an den Türen vieler Wohnungen zeigten an, daß die Bewohner bereits ausgezogen und



zur Erde aufgebrochen waren. Juta Kosan ließ sich im Antigrav-schacht nach unten sinken und blieb schließlich vor einer Tür stehen, auf der noch kein blauer Streifen klebte. Er legte seine Hand gegen die Meldescheibe. Ein Glockensignal ertönte.

Kosan wartete. Einige Minuten verstrichen, dann glitt die Tür zur Seite. Masko Tarrk stand vor ihm. Er trug nur eine kurze Hose. Tarrk war wesentlich größer als er, hatte einen durchtrainierten, muskulösen Körper und ein scharf geschnittenes Gesicht und tief schwarzes Haar.

„Was soll das?“ fragte Tarrk abweisend. „Tiffloor weiß doch, daß ich für Sonderaufgaben abgestellt bin. Weshalb ruft er mich?“

Tarrk kam gar nicht auf den Gedanken, daß dies ein privater Besuch sein könnte.

„Ich muß Sie dringend sprechen“, erwiderte Kosan. „Muß das hier draußen sein?“

„Natürlich nicht“, sagte Tarrk. „Treten Sie ein, aber fassen Sie sich kurz.“

„So kurz wie möglich“, erklärte Juta Kosan, als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Er zog einen leichten Energiestrahler unter seiner Bluse hervor. „Ist das kurz genug?“

„Was soll das?“ fragte Tarrk keuchend. „Sind Sie wahnsinnig geworden?“

„Überhaupt nicht“, sagte Kosan. „Ich bin so klar wie wohl noch nie zuvor in meinem Leben.“

„Was ist denn los, Liebling?“ fragte eine weibliche Stimme. Eine Tür öffnete sich. Katin trat ein. Sie war so gut wie unbekleidet. Ihr Gesicht verzerrte sich, als sie ihren Mann sah. „Mußt du uns auch hier stören?“

„Die Störung ist nur kurz“, antwortete der Sekretär. „So wie dein Liebling es sich gewünscht hat.“

Tarrk wollte sich auf ihn werfen, um ihm die Waffe zu entreißen, doch er schoß rechtzeitig. Der sonnenhelle Energiestrahler warf den Angreifer zu Boden. Juta Kosan blickte nur kurz auf den Toten.

„Und nun zu dir, mein Liebling“, sagte er heiter. „Mir ist eingefallen, daß sich niemand mehr darum kümmern wird, was hier geschehen ist. Ich werde bald auf der Erde sein. Man wird Tarrk vermissen, klar, aber deshalb wird die Polizei kein Raumschiff nach Gää schicken, um hier alles zu überprüfen. Man wird einfach annehmen, daß er es vorgezogen hat, hier zu bleiben. Und hier auf Gää wird es keine Polizei mehr geben.“

Sie begriff. Mit angstgeweiteten Augen kam sie auf ihn zu.

„Bleib stehen“, befahl er. „Oder ich schieße sofort.“

Jetzt begann sie mit dem abscheulichen Spiel, das sie schon einmal inszeniert hatte. Damals war er darauf hereingefallen. Er hatte ihr alles geglaubt, was sie ihm erzählt hatte. Jetzt ließ er sie reden, schmeicheln und lügen, und als sie meinte, abermals gewonnen zu haben, erschoss er sie.

Danach wurde ihm übel, und er mußte sich übergeben. Nie würde er vergessen, was hier geschehen war, aber er hämmerte sich ein, daß er in einigen Jahren trotz allem vielleicht froh sein würde, so gehandelt zu haben.

Er verließ die Wohnung und holte sich von einer anderen Tür einen blauen Klebestreifen. Sorgfältig klebte er ihn an der Tür seines Nebenbuhlers fest, nachdem er das Namensschild entfernt und durch ein anderes ersetzt hatte.

„Sieh mal einer an“, sagte jemand hinter ihm, als er damit fertig war. „Selbst ein alter Knacker macht solche Scherzchen.“

Er fuhr herum.

Lautlos hatte sich ihm eine Gruppe von zehn verkommen aussehenden Jugendlichen genähert. Sie trugen Eisenketten, Messer und geschnitzte Schlaghölzer in den Händen. Einige von ihnen trugen in Plastiksäcken verschiedene Gegenstände, die sie aus Wohnungen entwendet hatten.

„Was hast du denn in der Wohnung getrieben, Alter?“ fragte ein blondes Mädchen. „Laß mal sehen.“

Juta Kosan stand zitternd vor der Tür. Er wußte nicht, was er machen sollte.

Nur über eines war er sich klar. Er würde nicht mehr Jahre Zeit haben, über das nachzudenken, was er getan hatte.

Einer der Jungen trat auf ihn zu. Er ließ eine Kette um seine Hand kreisen.

„Ihr habt geplündert“, sagte Juta Kosan anklagend. Er hoffte, die Jugendlichen dadurch ablenken zu können.

„Wir haben geplündert“, gab der Junge mit der Kette zu. Er grinste. „Eine phantastische Sache ist das. In allen Wohnungen sind die Schränke voll. In den Kühlschränken liegt kaltes Bier. Überall findet man

Steaks. Man braucht nur zuzulangen. Aber das weißt du ja, oder?“

Juta Kosan preßte die Lippen zusammen. Er legte seine Hand an den , Gürtel. Nur wenige Zentimeter trennten sie nun noch von dem Energiestrahler.

„Wollt ihr auf Gää bleiben?“ fragte er. -.

„Warum nicht? Hier ist für uns das Paradies. Wir können Jahre von dem leben, was hier zurückbleibt.“

„Irrtum“, sagte der Sekretär, der froh war, daß so etwas wie eine Diskussion in Gang kam. Er hoffte, die Jugendlichen dadurch ablenken zu können. „Wenn das letzte Schiff gestartet ist, wird der Strom abgeschaltet. Die Laren werden einen Teil der von uns geschaffenen Anlagen übernehmen. Das meiste wird

jedoch verfallen. Die Nahrungsmittel werden bald ungenießbar sein. In den Wohnungen wird es kalt sein. Die Gleiter werden nicht mehr funktionieren.“

Der Junge unterbrach ihn, indem er ihm die Kette über den Arm hieb.

„Wir wollen das alles nicht, hören“, erklärte er ihm. „Wir wollen wissen, wie es in der Wohnung hinter dir aussieht. Geh mal zur Seite.“

Er stieß Kosan zu Boden und holte aus, um die Tür aufzutreten. Doch mitten in der Bewegung verharrte er. Dann ließ er das Bein sinken, drehte sich um und sagte: „Wir verschwinden.“

Keiner der anderen widersprach. Die Jugendlichen verloren jegliches Interesse an dem, was hinter der Tür war. Sie gingen davon, als hätten sie vergessen, was sie vorgehabt hatten.

Juta Kosan blickte ihnen fassungslos nach. Er wußte nicht, was er von ihnen halten sollte. Als sie verschwunden waren, erhob er sich zögernd und blickte sich suchend um. Er hatte das Gefühl, daß sich überall geheime Späher verbargen, die ihn belauerten und nur darauf warteten, daß er sich eine Blöße gab. Er rannte zum Antigravschacht, sprang in das aufwärts gepolte Feld und kehrte in panischer Angst zu seinem Gleiter zurück. Er startete sofort. Die Jugendlichen entfernten - sich zur selben Zeit mit einer anderen Maschine in entgegengesetzter Richtung. Er ließ seinen Gleiter sogleich steil abfallen, weil er von ihnen nicht gesehen werden wollte.

Was war geschehen? Wieso hatten die Jugendlichen sich plötzlich so seltsam verhalten? Was hatte sie dazu veranlaßt, sich von ihm abzuwenden? War es nicht so, als habe eine geheime Macht eingegriffen und ihn beschützt?

Juta Kosan faßte sich an den Kopf. Er fühlte, wie das Blut an den Schläfen pulsierte.

Irgend etwas stimmte nicht mit ihm.

Der Gleiter überflog ein silbern glänzendes Hochhaus. Kosan stutzte, verzögerte und landete auf dem Dach des Hauses. Er stieg aus, ging zu einer Tür und öffnete sie. Dann blieb er stehen und blickte sich verwirrt um.

Auf dem Parkdach stand nur sein Gleiter. Er war noch nie hier gewesen. Er wußte nicht, wo er war, und was er hier wollte, doch er spürte, daß es wichtig war, zu bleiben.

Durch eine Tür gelangte er in einen kleinen Raum, von dem aus zwei Antigravrohre in die Tiefe führten. Er zögerte, bevor er in das abwärts gepolte Feld stieg. Die Erinnerung an seine Arbeit im Ministerium wurde in ihm wach. Ihm wurde bewußt, daß etwas nicht in Ordnung war.

Er wollte umkehren, doch er schaffte es nicht. Irgend etwas Fremdes zwang ihn, sich weiterhin sinken zu lassen. Als er das untere Drittel des Gebäudes erreicht hatte, verließ er den Antigravschacht, ging einige Schritte weit und betrat einen ovalen Raum, der ganz in blauen Tönen gehalten war und nur durch eine kleine Lampe erhellt wurde, so daß er kaum etwas erkennen konnte.

„Ich bin es“, sagte er laut. „Juta Kosan.“

Der Mann, der aus den blauen Schatten hinter der Lampe heraustrat, war jung. Juta Kosan blickte ihn an. Er fühlte sich von ihm seltsam angezogen.

„Sie sind Boyt Margor“, sagte er mit bebender Stimme. „Ja, Sie müssen Boyt Margor sein.“

Der Mann antwortete nicht. Er lächelte nur flüchtig und trat noch etwas näher an Kosan heran.

„Was haben Sie mir zu berichten?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Wir wissen, wo Volther Throyn-bee, der Mutant, ist“, sprudelte es aus Kosan heraus. „Ich bin gekommen, um Ihnen das mitzuteilen.“

„Berichten Sie“, befahl Boyt Margor.

Juta Kosan gehorchte. Er teilte ihm alles mit, was er wußte.

„Auf dem Weg zur Erde also“, sagte Margor schließlich sinnend. „Es ist gut, daß Sie mich darüber informiert haben, Kosan. Throynbee ist eine Gefahr für uns alle. Wir müssen uns mit ihm beschäftigen.“

Der Sekretär blickte Boyt Margor an. Für einige Sekunden konnte er vollkommen klar denken.

„Mein Gott“, durchfuhr es ihn. „Was habe ich getan! Ich habe das Ministerium verlassen, nur um diesen Mann, den ich nie zuvor gesehen habe, über Volther Throynbee zu informieren.“

Was hatte ihn dazu veranlaßt, so etwas zu tun? Wer oder was hatte ihn gezwungen, zum Verräter zu werden?

Er zweifelte nicht daran, daß Throynbee ein Mutant war. Anders war nicht zu erklären, daß er seinen Verfolgern immer wieder entkommen war.

Was aber war Boyt Margor? War er auch ein Mutant?

Von einer Sekunde zur anderen vergaß Jutta Kosan, worüber er nachgedacht hatte. Er erinnerte sich an die beiden Morde, die er begangen hatte, Schuldgefühle überfielen ihn und verdrängten alles andere. Er drehte sich um und verließ den Raum, ohne sich umzusehen. Boyt Margor hielt ihn nicht auf.

Der Sekretär stürmte zum Anti-gravschacht, stieg hinein und stürzte in die Tiefe. Schreiend versuchte er, sich an den Wänden zu halten, als er merkte, daß die Antigravgeräte nicht eingeschaltet waren.

Er blickte nach oben und sah, daß Boyt Margor sich in den Schacht beugte. Dann schlug er auch schon auf, und es wurde für immer dunkel um ihn.

\*

Boyt Margor kehrte in den blauen Raum zurück. Er passierte ihn und geriet in einen weiteren Raum, der noch schlechter beleuchtet war. In dem matten Licht, das von den Deckenplatten ausging, waren zehn Männer und fünf Frauen zu erkennen, die in Sesseln saßen. Die meisten von ihnen verfolgten eine Rede von Julian Tiffloor, die von Gää-TV übertragen wurde.

„Dieser Volther Throynbee ist ein Problem, das wir lösen müssen“, sagte Boyt Margor, nachdem er mit knappen Worten berichtet hatte, was er erfahren hatte.

„Wir müssen ihn beseitigen“, erklärte ein junges Mädchen, das in seiner Nähe saß. Es sprach ruhig und ohne jede Spur von Erregung, so als ging es nicht um ein Menschenleben, sondern um eine Sache.

„Er hätte sich uns anschließen müssen“, sagte ein dunkelhaariger Mann. Er erhob sich aus seinem Sessel und schaltete das Fernsehgerät aus. „Wir können nicht zulassen, daß ein Mann wie er unabhängig arbeitet. Er ist eine zu große Gefahr für uns und unsere Pläne.“

Boyt Margor nickte beifällig. Er ließ sich in einen Sessel sinken.

„Sie sehen das Problem völlig richtig“, sagte er zustimmend. „Uns bleibt keine andere Wahl. Die vor uns stehenden Aufgaben sind so groß und umfassend, daß wir uns einen Störfaktor wie Throynbee nicht leisten können. Es überrascht mich, daß wir nicht schon früher auf ihn aufmerksam geworden sind. Hätten wir ihn hier auf Gää erwischt, wäre alles einfacher gewesen.“

„Er ist jetzt wahrscheinlich schon auf der Erde“, sagte das Mädchen, das sich zuerst geäußert hatte. „Er hat also einen beträchtlichen Vorsprung.“

„Wir werden spätestens morgen Gää verlassen, also werden wir ihm auf den Fersen bleiben. Er wird uns nicht entkommen“, antwortete Boyt Margor. Er lehnte sich in den Polstern zurück und schloß die Augen. Die anderen schwiegen. Einige Minuten verstrichen. Dann erhob sich Margor.

„Wir werden nicht warten, bis wir auf der Erde sind“, erklärte er. „Schon auf dem Flug zur Erde werden wir mit unserer Arbeit beginnen. Ich werde dafür sorgen, daß die Schiffsführung in unserem Sinne tätig wird. Mit an Bord werden viele Menschen sein, die für uns geeignet sind. Für uns kommt es darauf an, sie entsprechend vorzubereiten. Das bedeutet, daß wir auf der Erde bereits einen erheblichen Vorsprung vor den anderen haben werden.“

„Ist das nicht verfrüht?“ fragte ein fülliger Mann aus dem Hintergrund. „Noch wissen wir nicht, welche politische Struktur für die Erde vorgesehen ist. Wie können wir unter diesen Umständen Vorbereitungen mit dem Ziel treffen, die politische Entwicklung zu manipulieren?“

„Es ist nicht zu früh“, widersprach Boyt Margor. „Wir müssen bereits eine ausreichende Basis haben, wenn wir die Erde betreten.“

Die Tür öffnete sich. Ein dunkelhaariger, schlanker Mann trat ein.

„Ich habe soeben erfahren, daß wir mit der GUSTO fliegen werden“, berichtete er. „Der Kommandant der GUSTO ist Henry Obool.“

Boyt Margor zuckte zusammen, als er diesen Namen hörte.

„Henry Obool kennt mich. Er weiß zwar nichts von meinen Fähigkeiten, aber ich glaube, er ahnt etwas. Wenn

er erfährt, daß ich an Bord der GUSTO bin, könnte er die Gelegenheit nutzen..."

Er hüstelte und brach ab. Nachdenklich blickte er vor sich hin. Keiner der anderen wagte es, ihn anzusprechen und in seinen Gedanken zu stören.

„Steht schon fest, mit welchem Schiff die Altmutanten zur Erde gebracht werden?“ fragte er, nachdem fast eine halbe Stunde verstrichen war.

Der Mann, der den Raum als letzter betreten hatte, erwiderte:

„Wahrscheinlich auch mit der GUSTO.“

Kein Muskel regte sich in Boyt Margors Gesicht.

„Das bedeutet, daß wir vor zwei neuen Problemen stehen“, erklärte er. „Erstens dürfen wir nicht mit der GUSTO fliegen. Die PEW-Mutanten würden uns entdecken und alles herausfinden, was wir bisher mühsam verborgen haben. Zweitens besteht die Gefahr, daß Kommandant Obool sich dessen bewußt wird, daß er mehr über mich weiß, als gut ist. Er könnte darüber mit den Mutanten sprechen, und das Ergebnis wäre ähnlich gefährlich. Das müssen wir verhindern. Wir müssen zunächst erreichen, daß wir mit einem anderen Schiff fliegen. Und dann müssen wir die Gefahr Obool beseitigen.“

Er blickte sich im Kreis seiner Zuhörer um. Niemand sagte etwas. Alle warteten gebannt darauf, daß er fortfahren würde.

„Es ist unabdingbar notwendig, daß so wenig wie irgend möglich über mich bekannt wird“, fuhr er fort.

„Deshalb werde ich mich nicht direkt an der Lösung unserer Probleme beteiligen, sondern im Hintergrund bleiben. Dadurch wird es ein wenig schwerer für Sie, dennoch sind die Aufgaben, die ich Ihnen stelle, lösbar.“

Einer der Männer erhob sich und trat auf Margor zu.

„Ich habe noch eine Frage“, sagte er. „Haben Sie ausschließlich politische Ziele?“ Margor lächelte.

„Ich habe viele Ziele“, entgegnete er ausweichend. „Und ich habe eine Reihe von Vorstellungen.“

Der Fragesteller erkannte, daß er keine klare Auskunft bekommen würde, und gab sich zufrieden.

„Wir kommen jetzt zur praktischen Arbeit“, fuhr Boyt Margor fort. „Ein Teil von Ihnen wird sich mit Kommandant Henry Obool be-

fassen. Der andere Teil wird dafür sorgen, daß unsere Karteikarten aussortiert und in das MOON-LIGHT-Fach gelegt werden. Wenn wir mit der MOONLIGHT fliegen, brauchen wir nicht mit Schwierigkeiten zu rechnen.“

Boyt Margor begann nun damit, die Männer und Frauen für die beiden Gruppen zu benennen und ihnen genau zu beschreiben, was sie zu tun hatten.

\*

Henry Obool war ein ruhiger, temperamentlos wirkender Mann. Seinen Offizieren erschien es, als besitze er überhaupt keine Nerven. Selbst in gefährlichsten Situationen reagierte er stets ohne jede Hast.

Der Kommandant der GUSTO ging die Listen der Männer, Frauen und Kinder durch, die er zur Erde bringen sollte. Seit Tagen nahm die GUSTO die Passagiere und ihr Gepäck auf. Dazu gehörten vor allem kulturelle Güter, die nicht oder nur schwer zu ersetzen waren. Obool und seine Offiziere wachten streng darüber, daß niemand mehr mitnahm, als genehmigt worden war. Bei den Massen, die das 1500-m-Raumschiff zu transportieren hatte, war eine unnachsichtige Kontrolle notwendig.

Der Kommandant stutzte, als er den Namen Boyt Margor las. Der Name weckte bestimmte Assoziationen in ihm, ohne daß ihm einfiel, wer Boyt Margor war. Er versuchte sich zu erinnern, aber es gelang ihm nicht.

Deshalb ging er in der Liste der Namen weiter, weil er hoffte, auf andere Namen zu stoßen, die ihm halfen,

Boyt Margor näherzukommen. Er merkte, daß er sich plötzlich nicht mehr konzentrieren konnte. Er legte die

Listen zur Seite und verließ seinen Arbeitsraum an Bord der GUSTO. Über Laufbänder gelangte er zu einer der Hauptschleusen, in der Roboter und Offiziere den Strom der Passagiere kontrollierten und

die notwendige bürokratische Arbeit leisteten.

Eine weißhaarige Frau stand mit verweinten Augen vor einem der Offiziere und redete auf ihn ein. Sie hielt ein mit Edelsteinen verziertes Kurzsword aus Ynkelonium in den Händen. Obool erkannte, daß es einen beträchtlichen Vermögenswert darstellte.

„Was ist los?“ fragte er. „Ist das Stück nicht genehmigt worden?“

Er ließ sich das Schwert reichen und stellte überrascht fest, daß es weitaus schwerer war, als er erwartet hatte.

„Es ist nicht genehmigt worden“, antwortete der Offizier.

„Das Schwert ist ein Erinnerungsstück an meinen toten Sohn, den einzigen, den ich hatte“, rief die Frau stammelnd. Tränen flossen ihr über die Wangen. „Lassen Sie es mir.“

„Was ist Ihnen sonst genehmigt worden?“ fragte Obool.

„So gut wie nichts“, antwortete die Frau. Sie griff nach den Händen des Kommandanten. „Bitte, haben Sie ein Herz. Helfen Sie mir.“

„Frau Colsta hat Container mit sechstausend Mikrofilmen mit Patenten und Gebrauchsrechten, Edelsteine und Besitzurkunden über Grundstücke und Gebäude im Zentrum von Terrania-City an Bord bringen lassen“, stellte der Kontrolloffizier fest. „Dabei hat sie das Gewichtslimit um zehn Prozent überschritten. Wir haben diese Abweichung akzeptiert und genehmigt.“

Die Frau riß ihre Hände förmlich zurück. Ihre Augen flammten zornig auf. Temperamentvoll schleuderte sie dem Offizier das Kurzsword vor die Füße.

„Ersticken Sie daran“, rief sie und eilte an Kommandant Obool vorbei ins Schiff. Einige Männer und Frauen, die in der Schleuse darauf warteten, kontrolliert und eingelassen zu werden, lachten schallend.

Der Kommandant verzog keine Miene.

Der Kontrolloffizier grinste breit.

„Komisch“, sagte er zu Obool. „Es sind immer die Reichsten, die versuchen, noch mehr mitzunehmen. Dabei sind die Patente schon viele Millionen wert.“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gebeten“, sagte Obool kühl. Er ging zum Ersten Offizier, der sich ebenfalls in der Schleuse befand.

„Ich habe noch eine Besprechung mit Graff“, sagte er. „Ich bin in einer Stunde wieder hier. Übernehmen Sie solange.“

Der Erste Offizier bestätigte und führte den Kommandanten zu einem bereitstehenden Gleiter. Diese Besprechungen mit den Kommandanten anderer Großraumschiffe waren üblich und fanden in dem besten Restaurant von Sol-Town statt, das noch immer geöffnet hatte. Es war eines jener Restaurants, die trotz aller Perfektion positronischer Steuerungstechnik noch immer mit einem Koch arbeiteten und nicht mit einer Robotküche.

Obool verließ die GUSTO an jedem Tag zur gleichen Zeit, solange er auf Gää war. Er betrat auch das Restaurant zur gleichen Zeit wie sonst, und an den Tischen saßen die gleichen Kommandanten wie sonst. Er setzte sich zu Graff, der im Konvoi mit ihm zur Erde fliegen sollte.

Ein Roboter brachte ihm einen leichten Wein. Wie an jedem Tag. Obool setzte sich, nachdem er Graff begrüßt hatte, und trank das Glas aus.

„Das ist das einzige, was ich vermissen werde“, sagte er lächelnd. „Diesen einzigartigen Wein, diesen unvergleichlichen Geschmack. So ein Wein wird auf keiner anderen Welt angebaut, und auch auf Terra wird es ihn nicht geben.“

Er bestellte sich ein weiteres Glas Wein.

„Ich habe gehört, daß es auf Terra früher noch weitaus bessere Weine gegeben hat“, erwiderte Graff, ein untersetzter Mann, der zur Fülle

neigte. Er beobachtete Obool lächelnd, während dieser genußvoll das zweite Glas leerte.

Commander Obool setzte das Glas ab und griff sich an die Brust. Er murmelte etwas.

„Fühlen Sie sich nicht gut?“ fragte Graff besorgt.

„Mir geht es ausgezeichnet“, erwiderte der Kommandant der GUSTO. Seine Augen wurden starr, der Kopf neigte sich nach vorn, und dann kippte Obool über den Tisch.

Von einem der anderen Tische kam ein Arzt. Er untersuchte den Kommandanten und versuchte, ihn wiederzubeleben. Es gelang ihm nicht. Auch eine Medoeinheit, die wenig später eintraf, konnte Obool nicht mehr retten.

„Akutes Herzversagen“, stellte der Arzt fest. „Wir konnten nichts mehr für ihn tun.“

Ungefähr zur gleichen Zeit betrat ein junges Mädchen einen Raum im Zentrum von Sol-Town. Boyt Margor, der an Stapeln von beschrifteten Papieren arbeitete, erhob sich und kam ihr entgegen.

„Wir haben vollen Erfolg gehabt“, berichtete sie stolz. „Ich weiß nicht, wie Sie es gemacht haben, daß für uns alles so gut lief, aber das ist wohl auch nicht wichtig.“

„Dann ist Obool tot?“ fragte Margor.

„Die GUSTO braucht einen neuen Kommandanten“, bestätigte sie. „Wir haben alles genauso gemacht, wie Sie befohlen haben, und alles ging wie von selbst. Er hat den Wein getrunken, und kein Arzt konnte feststellen, daß etwas nicht in Ordnung war.“

Er legte dem Mädchen die Hand um die Schulter und zog sie leicht an sich.

„Ich bin, glücklich, daß ich solche Mitarbeiter habe“, sagte er.

Sie blickte strahlend zu ihm auf.

„Auch die Sache mit der Kartei ist in Ordnung“, berichtete sie dann. „Wir werden nicht mit der GUSTO fliegen, sondern mit der MOON-LIGHT. Sie startet zehn Stunden später als die GUSTO.“

5.

Julian Tifflor schaltete aufatmend das Videogerät in seinem Büro aus.

Es wurde allmählich ruhig auf Gää. Millionen Menschen hatten die Dunkelwolke nun schon verlassen und befanden sich auf dem Weg zur Erde, um dort neu zu beginnen. Damit war der organisatorisch schwierigste Teil des Unternehmens Pilgervater bereits bewältigt. Alles Weitere, so meinte Tekener, würde zügig abgewickelt werden.

Wenn alle Menschen Gää verlassen hatten, würden noch einmal Spezial-einheiten kommen und technisches Gerät bergen, sofern es sich lohnte, es hier abzubauen, zur Erde zu transportieren und dort wieder aufzubauen. Das war bei einigen Fabrikationseinrichtungen durchaus der Fall, doch würde die Ausbeute im Vergleich zu dem, was auf Gää bleiben mußte, relativ gering sein.

Einer seiner Sekretäre betrat das Arbeitszimmer.

„Die GAVÖK entsendet eine Delegation, die Sie sprechen möchte“, teilte er mit. „Sie ist bereits hier auf Gää. Mutoghmänn Scerp führt sie an.“

„Die GAVÖK?“ fragte Tifflor überrascht. „Hat man Ihnen gesagt, worum es geht?“

„Leider nicht.“

„Also schön. Bereiten Sie einen Konferenzsaal vor, und geben Sie mir Bescheid, wenn es soweit ist. Wie groß ist die Delegation?“

„Mutoghmänn Scerp sagte, er komme mit achtzig Begleitern, mit Akonen, Springern, Aras, Arkoniden, Blues, Unithern und anderen Vertretern der Mitgliedsvölker.“

„Seltsam“, sagte Tifflor. „Warum machen sie sich die Mühe, hierher zu kommen, wo es doch wesentlich leichter wäre, mich auf der Erde zu erreichen, wo ich ohnehin in einigen Tagen sein werde?“

Der Sekretär konnte ihm darauf keine Antwort geben. Er wollte sich zurückziehen, doch Tifflor hielt ihn mit einer weiteren Frage auf: „Ich habe Kosan schon seit wenigstens fünf Tagen nicht mehr gesehen. Wo ist er?“

„Eine seltsame Geschichte“, entgegnete der Sekretär. „Mir ist auch aufgefallen, daß Kosan nicht mehr zum Dienst erschienen ist. Ich habe Nachforschungen angestellt und dabei herausgefunden, daß Jutta Kosan Gää bereits vor fünf Tagen mit der GUSTO verlassen hat. Sein Name ist in der Passagierliste enthalten und bestätigt.“

„Das ist doch nicht möglich“, sagte Tifflor überrascht. „Kosan ist ein korrekter und außerordentlich gewissenhafter Mann. Welchen Grund sollte er haben, sich einfach so davonzustehlen?“

„Ich weiß es nicht. Ich stehe ebenfalls vor einem Rätsel.“

„Das ist doch völlig sinnlos“, sagte Tifflor erregt. „Kosan weiß, daß er mit einer Disziplinarstrafe zu rechnen hat. Sie wird ihn auf der Erde ebenso treffen wie hier. Er muß einen triftigen Grund für sein Verhalten haben.“

Tifflor gab dem Sekretär zu verstehen, daß das Gespräch beendet war.

„Nun gut“, sagte er abschließend. „Wir werden uns auf der Erde mit Kosan befassen.“

Julian Tifflor ahnte nicht, daß er damit einen entscheidenden Fehler beging. Mit dem Beschluß, sich erst auf der Erde mit Kosan zu befassen, verspielte Tifflor ahnungslos die letzte Chance, das unheilvolle Treiben Boyt Margors in seinen Anfängen aufzudecken.

Er rief einige seiner Mitarbeiter zusammen und informierte Ronald Tekener über die bevorstehende Konferenz. Als der Narbengesichtige bei ihm eintraf, ging er mit ihm in den Konferenzraum, in dem die Delegation der GAVÖK sich mittlerweile eingefunden hatte. Zusammen mit Tekener begrüßte er Mutoghmänn Scerp, den Neuarkoniden, der ihm als entschluß freudiger und kompromißlos mutiger Mann bekannt war. Vertreter aller Völker, die sich der GAVÖK angeschlossen hatten, befanden sich im Konferenzraum. Sie hatten an einem runden Tisch Platz genommen, der nahezu den ganzen Raum ausfüllte.

Mutoghmänn Scerp, als die führende Persönlichkeit der GAVÖK, eröffnete das Gespräch.

„Wir kommen zu Ihnen“, sagte er, „weil wir über die Entwicklung in der Galaxis besorgt sind. Viele von

uns sehen die Aktivitäten der Terra-ner mit Unbehagen und einem gewissen Argwohn. Die Milchstraße ist

von der Terrorherrschaft des Konzils befreit. Die Völker der Galaxis haben vereint gekämpft, um die Macht des Konzils zu brechen. Und sie haben Erfolg gehabt."

Scerp tat so, als sei es allein das Verdienst der GAVÖK, daß es keine Konzilsmacht mehr in der Milchstraße gab. Tifflor korrigierte ihn nicht. Er wußte, daß Scerp hauptsächlich für die anderen sprach, selbst aber die Leistung der Terraner genau kannte.

„Jetzt sehen wir eine aktiv werdende Menschheit, die jenen Planeten wieder in Besitz nimmt, von dem aus der Vormarsch der Menschheit in den Kosmos ausgegangen ist. Wir sehen die Gefahr eines neuen terranischen Imperiums vor uns, das die Nachfolge des Konzils antreten will", fuhr der Neuarkonide fort.

„Und wir wollen Terra warnen. Die GAVÖK wird eine solche Entwicklung nicht zulassen. Sie wird vielmehr mit allen Mitteln gegen ein solches Imperium kämpfen."

Die anderen Delegierten applaudierten ihm, um damit zu unterstreichen, daß er exakt ausgedrückt hatte, was sie dachten.

Julian Tifflor wurde von seinen Worten nicht überrascht. Er hatte bereits vermutet, daß die Völker der GAVÖK die Rückkehr der Menschen in die freie Galaxis voller Mißtrauen beobachten würden.

„Die Menschheit hat keinerlei Ambitionen, zu einer galaktischen Großmacht zu werden", antwortete er.

„Sie will nichts weiter, als Gleicher unter Gleichen in der GAVÖK sein. Wir wollen eine Einheit aller galaktischen Völker, in der keiner dominiert und niemand beherrscht wird. Und ich möchte daran erinnern, daß wir die GAVÖK nötiger denn je brauchen. Die Gefahr der Molekularverformer besteht nach wie vor, und sie ist ernstzunehmen."

Julian Tifflor führte im einzelnen aus, welche Pläne die Menschheit auf der Erde verfolgte, und er beschrieb mit großem diplomatischem Geschick, welche Vorteile die GAVÖK hatte. Er pries die Gründung der GAVÖK als geschichtliches Ereignis von zukunftsweisender Bedeutung.

Mutoghmann Scerp zu überzeugen, war nicht weiter schwer. Der Neuarkonide lag ohnehin auf der gleichen Wellenlänge wie Tifflor und verfolgte die gleichen Ideen. Schwieriger war es, das Mißtrauen der Vertreter anderer Völker abzubauen. Hier prallten grundverschiedene Mentalitäten aufeinander. Die Verständigung untereinander war schon so schwierig, daß Stunden vergingen, bis endlich alle Fragen geklärt waren und niemand mehr fürchtete, getäuscht worden zu sein.

Am Ende der Konferenz waren alle Teilnehmer vollkommen erschöpft, aber alle hatten das Gefühl, daß alle wichtigen Fragen gründlich ausdiskutiert worden waren.

Julian Tifflor war fest davon überzeugt, daß richtig war, was er den Delegierten gesagt hatte.

Er konnte nicht wissen, daß es Gruppen gab, die ganz anders über

die zukünftige Rolle der Menschheit in der Galaxis dachten.

\*

Als Julian Tifflor nach einem ausgedehnten Abendessen mit den Delegierten der GAVÖK in sein Arbeitszimmer im Ministerium zurückkehrte, zeigte der Videoaufzeichner an, daß verschiedene Gespräche eingegangen waren.

Müde schaltete Tifflor das Gerät ein. Nach einem relativ unwichtigen Anruf folgte eine Aufzeichnung von Kershyll Vanne und Vario-500.

„Wir haben alle Arbeiten abgeschlossen", teilte Anson Argyris mit. „Wir werden jetzt mit einer Flotte nach Olymp fliegen, um dort die ' Containerstraße zur Erde wieder zu eröffnen. Ich bin überzeugt davon, daß es keine Schwierigkeiten mehr gibt. Die Laren sind abgezogen, und die Molekülverformer sind vertrieben worden."

Unter dem Druck der Arbeiten, die er zu erledigen gehabt hatte, hatte Tifflor Kershyll Vanne und Anson Argyris fast vergessen. Rasch stellte er eine Verbindung mit dem Raumhafen her. Er hoffte, die beiden Unzertrennlichen noch zu erreichen. Es war jedoch schon zu spät. Die Flotte war bereits gestartet und hatte die Dunkelwblke verlassen.

Julian Tifflor blickte auf sein Chronometer. Es zeigte den 10. Dezember des Jahres 3585 an. Zwei Tage lang würde Tifflor noch auf Gää bleiben, dann würde er mit dem letzten Raumschiff und den letzten Rückkehrern zur Erde fliegen.

\*

„Ich freue mich auf die Erde", sagte etwa zur gleichen Zeit Jandra Kays. Sie hockte auf einer Kiste in

einem Hangar. Ihr Vater ruhte auf einer Liege. Der Jäger hatte zu sich selbst gefunden. Trao mit seinen Problemen lag weit hinter ihm. Trao war eine versunkene Welt, mit der sie nun nichts mehr verband.

„Ich auch“, erwiderte Janok Kays. „Auch auf der Erde kann man jagen, wie ich gehört habe. Wir werden also nicht viel vermissen.“

In ihrer Nähe erhellte sich der Bildschirm des Bordinterkoms.

„Hier spricht Kommandant Yesgo Damlander“, sagte der Mann, dessen Gesicht sich auf dem Schirm abzeichnete. „Unsere Reise durch den Kosmos ist beendet. Wir befinden uns bereits im Landeanflug auf Terra. Wir werden im Südwesten des europäischen Kontinents landen, wo umfangreiche Robotkommandos Wohnanlagen für Sie errichtet haben. Instruktoren werden Ihnen behilflich sein, sich in der für Sie neuen Welt zurechtzufinden. Ich wünsche Ihnen für die Zukunft alles Gute.“

Commander Damlander lächelte freundlich und schaltete ab. Kurz darauf veränderten sich die Geräusche, die das Schiff verursachte.

Die anderen Passagiere im Hangar unterbrachen ihre Gespräche. Sie horchten angespannt.

„Was werden wir tun, wenn wir gelandet sind?“ fragte Jandra. „Ich habe keine Vorstellung von dem, was auf uns zukommt.“ Janok Kays hob ratlos die Hände. „Ich weiß es auch nicht“, erwiderte er. „Wir müssen abwarten.“

Das Rauschen wurde lauter. Das Raumschiff schwankte leicht, dann aber wurde es plötzlich still. Aus den Lautsprechern klang unterhaltsame Musik. Wieder erhellte sich der Interkomschirm. Dieses Mal zeichnete sich das Gesicht eines freundlich lächelnden Mädchens darauf ab. „Wir sind auf der Erde gelandet“, erklärte sie. „Wir befinden uns im Süden der ehemaligen Provinz Frankreich in einer sehr schönen Landschaft. Sie wird Ihnen gefallen, weil sie eine gewisse Ähnlichkeit mit jener Landschaft hat, in der die meisten von Ihnen auf Trao gelebt haben. Es ist warm und trocken. Der

Himmel ist klar, und wie wir erfahren, ist auch in den nächsten Tagen mit gutem, sonnigen Wetter zu rechnen. Wir haben jetzt 10.36 Uhr Ortszeit am 10. Dezember 3585. Wir befinden uns auf der nördlichen Halbkugel der Erde. Das heißt, daß es normalerweise in dieser Jahreszeit kälter ist. Doch jetzt zeigt sich die Natur von ihrer besten Seite - dank NA-THAN. Das positronische Riesenhirn auf Luna kontrolliert das Wetter auf der Erde. Die Lage hat sich weitgehend stabilisiert.

Wir bitten nun die Passagiere im Hangar 12, die QUARTOR zu verlassen.“

„Hangar 12? Das sind wir“, sagte Jandra erregt. Sie sprang von der Kiste. Ihr Vater erhob sich. Die anderen Passagiere begannen, miteinander zu diskutieren. Ein weiblicher Offizier betrat den Hangar und öffnete das innere Schleusenschott. Es glitt lautlos zur Seite. Der Offizier betrat die Schleuse und legte seine Hand gegen eine Kontaktscheibe. Das äußere Schleusenschott öffnete sich. Licht strömte in den Hangar, und frische, würzige Luft wehte herein.

„Kommen Sie“, sagte der weibliche Offizier. „Unsere Reise ist zu Ende. Sie haben Ihr Ziel erreicht.“

Janok Kays schluckte. Er fühlte, daß seine Augen feucht wurden.

Mit einem Schlag begriff er, was die Männer und Frauen von Trao be-wogen hatte, zur Erde zu fliegen. Es war die Sehnsucht nach der Urheimat, in der die Lebensbedingungen in jeder Hinsicht ideal für den Menschen waren. Keine Schutzvorrichtungen mußten beachtet werden. Medikamente, die vor schädlichen Umwelteinflüssen schützten, waren überflüssig.

Dies war die Welt der Menschen. Dies war die Geburtsstätte des Menschen. Hier war er frei.

Janok Kays wußte plötzlich nicht mehr, warum er sich geweigert hatte, Trao zu verlassen.

Wie im Traum verließ er den Hangar und betrat die Schleuse. Er blickte auf weites Land hinaus, das von den Farben des Herbstes geprägt wurde. Das Raumschiff war in der Nähe eines Meeres gelandet, das im Licht der Sonne silbern schimmerte. Der Jäger stieg auf eine Antigrav-plattform. Jandra folgte ihm. Der weibliche Offizier schickte noch etwa fünfzig weitere Passagiere hinaus, dann setzte sich die Plattform in Bewegung und schwebte auf eine Stadt zu, die direkt an der Küste lag.

„Wie heißt diese Stadt?“ fragte Jandra den Offizier, der die Plattform lenkte.

„Ich weiß nicht genau“, antwortete dieser. „Es könnte Marseiile sein. Jedenfalls heißt der Raumhafen Marseiile Port.“

Das Fluggerät landete auf einem mit Steinen ausgelegten Platz zwischen den Häusern. Roboter von hu-



manoider Gestalt warteten unter entlaubten Bäumen. Jandra hörte ihren Namen. „Dorthin, Pa“, sagte sie und deutete auf einen der Roboter. Zusammen mit ihrem Vater ging sie zu ihm. „Du hast meinen Namen gerufen.“

Der Roboter wiederholte ihre Namen und führte sie, als sie bestätigt hatten, zu einem bungalowartigen Haus.

„Hier werden Sie vorläufig wohnen“, erklärte er. „Das Haus ist weitgehend eingerichtet, so daß Sie es beziehen können. Wenn Sie sich informieren wollen, schalten Sie bitte das Videogerät ein. Es läuft eine ständige Informationssendung, aus der Sie alles erfahren, was Sie wissen müssen.“

„Eine Frage beantwortet mir diese Sendung bestimmt nicht“, sagte Janok Kays. „Ich habe gehört, daß eine der Korvetten der QUARTOR nicht eingeschleust worden ist. Sie soll sich in einer Kreisbahn um die Erde befinden. Ist das richtig, und warum wurde so etwas befohlen?“

„Darüber bin ich nicht informiert“, antwortete der Roboter.

\*

Kommandant Yesgo Damlander lenkte das Beiboot in die Schleuse der Korvette und schaltete die Systeme aus, als sich das Schleusenschott geschlossen hatte. Das Innenschott öffnete sich, und Jon Piesty, der Kommandant der Korvette, betrat die Schleuse. Er öffnete das Schott des Beibootes.

„Haben Sie ihn gefunden?“ fragte Damlander.

„Leider - nein“, antwortete Piesty. „Ich habe die Korvette mehrere Male gründlich durchsuchen lassen, aber Volther Throynbee ist nicht da. Er muß das Schiff irgendwann verlassen haben.“

„Dazu müßte er ein Beiboot genommen haben“, stellte Damlander fest.

„Alle Beiboote sind da.“

„Dann muß er noch an Bord sein. Verdammt, er kann sich nicht einfach in Luft aufgelöst haben.“

Jon Piesty fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn.

„Ich weiß nicht“, sagte er unsicher. „Manchmal frage ich mich, ob Volther Throynbee überhaupt zu uns an Bord gekommen ist, und ob wir den Linearflug auch tatsächlich unterbrochen haben, um ihn aufzunehmen.“

Damlander blickte ihn verwundert an.

„Sind Sie nicht gesund?“ fragte er. „Oder was ist los mit Ihnen?“

„Ich weiß es selbst nicht“, antwortete Piesty kopfschüttelnd. „Entweder bin ich nicht gesund, oder Volther Throynbee ist ein Mutant, der uns mühelos alle an der Nase herumführt.“

„Wir gehen in die Zentrale“, entschied Damlander.

Jon Piesty nickte nur kraftlos. Er führte Damlander zur Zentrale der Korvette, in der alle Offiziere des Raumschiffs versammelt waren. Damlander ging sofort zum Hauptcomputer und überprüfte die Flugdaten, da nur die Aufzeichnungen des Computers ihm eine objektive Auskunft geben konnte. Schon nach knapp drei Minuten hatte er festgestellt, daß die Korvette den Linearflug tatsächlich unterbrochen und Volther Throynbee aufgenommen hatte.

„Sie haben sich also nicht geirrt“, sagte er zu dem Kommandanten der Korvette, der hinter ihm stand.

„Nun wollen wir mal sehen, ob uns der Computer auch sagen kann, wo Throynbee jetzt ist.“

Er drückte eine Taste. Auf dem Bildschirm vor ihm erschien das Schnittbild der Korvette mit allen Hangars und den darin enthaltenen Beibootten.

„Ein Beiboot fehlt“, sagte der Funkleitoffizier überrascht.

„Das ist unmöglich“, bemerkte Jon Piesty stammelnd. „Ich weiß genau, daß...“

Yesgo Damlander erhob sich, nachdem er eine weitere Taste gedrückt hatte. Auf dem Bildschirm erschienen die Flugdaten des Beiboots. Der Computer wies aus, daß es die Korvette vor fünf Stunden verlassen hatte.

„Niemand will das bemerkt haben?“ fragte Damlander. Er schüttelte den Kopf. „Das wollen Sie mir doch wohl nicht ernsthaft weismachen?“

Piesty suchte verzweifelt nach Worten. Er blickte auf die Daten auf dem Bildschirm.

„Der Vorsprung Throynbees ist beträchtlich“, sagte Damlander, „aber vielleicht noch nicht ausreichend. Wir erwischen ihn noch. Er ist auf der Erde gelandet. NATHAN arbeitet wieder. Also können wir davon ausgehen, daß er geortet und beobachtet wurde. Stellen Sie die entsprechenden

Nachforschungen an."

Die Offiziere der Korvette gingen mit wahrem Feuereifer an die Arbeit. Sie versuchten, die Schlappe auszubügeln, die sie hatten hinnehmen müssen. Innerhalb weniger Minuten liefen die angeforderten Informationen ein.

Danach stand fest, daß Throynbee im Norden des afrikanischen Kontinents gelandet war. Er hätte in Tanger einen Gleiter genommen und war mit diesem in südliche Richtung geflogen. In der Gegend von Rabat verlor sich seine Spur.

Yesgo Damlander gab alles an die Sicherheitsbehörden in Terrania-City und an NATHAN durch, was er ermittelt hatte. Mehr konnte er nicht tun. Es war nicht seine Aufgabe, einen Mutanten zu jagen.

Dazu war er, wie er sehr gut wußte, auch gar nicht in der Lage.

„Sie können landen“, sagte er zum Kommandanten der Korvette.

\*

„Da ist ein Mann, der will dich sprechen“, sagte Jandra Kays, als sie das Zimmer betrat. Ihr Vater saß auf einem Stuhl, hielt ein Stück Plastikfolie auf den Knien und stellte komplizierte Berechnungen an, von denen sie nur wenig verstand:

„Wer könnte mich sprechen wollen?“ fragte der Jäger. „Mich kennt doch niemand hier.“

„Vielleicht ist er von der Korvette, die vor einer halben Stunde gelandet ist? Es sind eine Menge Neue eingetroffen. Sie sehen ziemlich ärmlich aus. Wie es heißt, kommen sie von Kesskeil. Denen scheint es nicht so gutgegangen zu sein wie uns auf Trao.“

„Du weißt recht gut Bescheid“, stellte er lächelnd fest.

„Ich hatte das zweifelhafte Glück, einen Eingeborenen kennenzulernen.“

Er blickte sie überrascht an.

„Einen Eingeborenen? Was meinst du damit?“ Er dachte nicht mehr an den Mann, der ihn sprechen wollte.

„Nun, ich habe mich ein wenig in der Gegend umgesehen, und da habe ich einen Mann getroffen, der überhaupt nicht damit einverstanden ist, was hier geschieht. Er behauptete, mit der Erde aus der Galaxis Ganuhr gekommen zu sein, und er meinte, wir hätten hier überhaupt nichts zu suchen.“

„Das scheint mir ein etwas unfreundlicher Herr gewesen zu sein“, bemerkte er lächelnd.

„Nur zu Anfang“, erwiderte sie. „Ich habe lange mit ihm diskutiert. Er kannte bisher nur die Einsamkeit, und er hatte stets das Gefühl, daß ihm die Erde allein gehört. Ihm und seinen vielleicht tausend Freunden, die die Erde bevölkert haben. Er fürchtet, daß wir den Planeten ruinieren.“

„Du scheinst ihn davon überzeugt zu haben, daß wir das nicht vorhaben.“

Jandra seufzte.

„Ich weiß nicht recht“, erwiderte sie. „Versucht habe ich es. Er wurde auch freundlicher, aber das heißt nicht, daß er mir wirklich geglaubt hat.“

„Es wird noch viele Probleme geben“, sagte Janok Kays. „Die Menschen müssen sich zusammenraufen. Das geht nicht über Nacht. Wer will mich sprechen?“

„Ein Mann. Ein Uniformierter.“

„Dann scheint es etwas Offizielles zu sein.“ Janok Kays legte die Folie zur Seite und verließ das Zimmer. Im Vorraum stand ein hochgewachsener Offizier. Er trug eine unauffällige Uniform mit Symbolen, die dem Jäger fremd waren. Kays begrüßte ihn zurückhaltend und stellte sich vor.

„Wir versuchen, das Leben auf der Erde so schnell wie möglich zu normalisieren“, erklärte der Offizier.

„Dazu benötigen wir die Hilfe aller Spezialisten. Ich habe erfahren, daß Sie auf Trao erheblichen

geschäftlichen Einfluß gehabt haben.“

„Das kann ich in aller Bescheidenheit bestätigen.“

„Wir brauchen dringend Männer wie Sie, die in der Lage sind, wirtschaftliche Notwendigkeiten zu organisieren. Deshalb bitten wir Sie um Mitarbeit.“

Janok Kays witterte eine Chance, schnell Fuß zu fassen und die bedrückende Anonymität der Masse zu verlassen. Er willigte ein.

„Was soll ich tun?“ fragte er.

„Gehen Sie zum Forschungsinstitut unten an der Küste“, bat der Offizier. „Dort finden sich wichtige Persönlichkeiten ein. Man wird Ihnen sagen, was Sie tun können. Später werden wir wahrscheinlich nach Terra-nia-City übersiedeln, um von dort aus alle Arbeiten durchzuführen.“

„Ich bin einverstanden“, erwiderte Janok Kays. Er ließ sich beschreiben, wo das Forschungsinstitut war.

\*

„Ich komme von Kesskeil“, sagte der Mann. „Und ich habe eigentlich gar keine Ahnung, was ich hier soll.“

Janok Kays blickte den hageren Mann an, der neben ihm saß und darauf wartete, daß man ihm irgendeine Arbeit zuweisen würde.

„Mein Name ist Partmann Gogh“, fuhr der Hagere fort. „Wir standen ziemlich unter Druck, als die Korvetten kamen und uns herausholten. Alles, was ich getan habe, war ein bißchen Organisationsarbeit. Mehr nicht.“

„Das genügt offenbar“, erwiderte Kays. „Solche Leute braucht man hier auf der Erde.“

Ein junger Mann betrat den Raum. Kays verstummte. Es gab nur wenige Begegnungen in seinem Leben, bei denen er von Anfang an von einem anderen Menschen fasziniert war. Diese gehörte dazu. Von diesem Mann ging etwas aus, was den Jäger in den Bann schlug. Unwillkürlich richtete er sich auf, als erwarte er, von dem anderen angesprochen zu werden.

„Ich suche Payne Hamiller“, sagte der Fremde. „Wissen Sie, wo er ist?“

Janok Kays streckte den Arm aus und zeigte auf eine Tür.

„Dort“, sagte er. „Ich habe gehört, daß jemand zu dem Mann da drinnen Hamiller gesagt hatte.“

„Danke“, sagte der Fremde. Er blickte Janok Kays durchdringend an. „Woher kommen Sie?“

„Von Trao“, antwortete der Jäger bereitwillig. „Mein Name ist Janok Kays. Und das hier ist Partmann Gogh. Er kommt von Kesskeil.“

„Interessant“, sagte der Fremde und ging durch die Tür, hinter der sich Payne Hamiller befand.

Kays blickte ihm nach. Er hätte allzugern gewußt, was dieser Mann hier wollte, und wer er war.

\*

„Mein Name ist Boyt Margor“, sagte er. „Sie sind Payne Hamiller, nicht wahr?“

Der Wissenschaftler saß an einem Computer. Seine Hände glitten über die Tastatur. Es schien, als habe er die Worte des Besuchers gar nicht gehört. Doch dann hatte er seine Arbeit am Computer abgeschlossen. Er erhob sich und kam Boyt Margor entgegen.

„Ich bin Payne Hamiller“, bestätigte er. „Was kann ich für Sie tun?“

Seine Stimme ließ erkennen, daß er ungehalten über die Störung war.

Payne Hamiller wußte nicht, was er mit Boyt Margor anfangen sollte. Er warf ihn jedoch nicht sogleich aus dem Labor, weil er sich von ihm seltsam angezogen fühlte.

„Ich habe nicht viel Zeit“, sagte der Wissenschaftler, als Boyt Margor nicht sogleich antwortete. „Ich arbeite rund um die Uhr, um ein wichtiges Problem zu lösen. Also, machen Sie es kurz.“

Payne Hamiller gehörte zu einer neuen Generation der Menschheit und zu einem neuen Typ der Wissenschaftler. Er gehörte zu jenen, die

sich mit vagen Erklärungen über ungelöste wissenschaftliche Fragen nicht mehr zufriedengaben. Er wußte, daß die neue Hyperphysik noch längst nicht den Kern aller wissenschaftlichen Arbeiten erfaßt hatte.

In der Vergangenheit hatte die Menschheit sich auf das Wissensgut der Arkoniden gestützt und darauf aufgebaut. Das Wissen der Arkoniden war für die Menschheit geradezu phantastisch gewesen und so umwälzend, daß nur wenige es wertungsfrei beurteilen konnten.

Daher hatten sich die Wissenschaftler des frühen Solaren Imperiums auf die arkonidischen Erkenntnisse gestützt, ohne zu ahnen, wie dürftig diese im Grunde genommen waren. Immerhin reichten sie aus, neue revolutionäre Erkenntnisse und technische Neuschöpfungen zu ermöglichen, die bis dahin als utopisch angesehen worden waren.

Hamiller hatte unterdessen erkannt, daß man nur am Rand einer unendlich großen Wüste wandelte und ihr Zentrum noch lange nicht erreicht hatte. So arbeitete er zur Zeit daran, die 5-D-Physik in einen Rahmen

streng logischer Ordnung zu bringen. Hamiller war davon überzeugt, daß er früher oder später zu völlig neuartigen Erkenntnissen kommen mußte, die die terranische Technik in jeder Hinsicht revolutionieren würde.

„Bitte, seien Sie nicht ungeduldig“, erwiderte Boyt Margor. „Was ich mit Ihnen zu besprechen habe, ist äußerst wichtig. Ihnen ist sicherlich bekannt, daß Julian Tiffloor für den 1. Januar des kommenden Jahres Wahlen für ein gesamtterranisches Parlament ausgeschrieben hat?“

„Allerdings. Wem wäre das nicht bekannt?“

„Tiffloor selbst wird für das Amt des *Ersten Terraners* kandidieren. Der *Erste Terraner* wird Staatsoberhaupt sein und die Verantwortung für alle extraterrestrischen diplomatischen Aktionen tragen. Es dürfte sicher sein, daß er gewählt wird.“

„Daran zweifelt niemand.“

„Tiffloor wird also die Erde im Weltraum repräsentieren und auf diese Weise seine Beziehungen zur GAVÖK nutzen. Dem Kabinett, das die Erde regieren soll, wird der *Oberste Terranische Rat* vorstehen. Es wird sich also aus dem *Obersten Ter-ranischen Rat* und elf *Terranischen Räten* zusammensetzen.“

„Mr. Margor, das ist mir alles ausreichend bekannt“, sagte Hamiller ungeduldig. „Weshalb erzählen Sie mir das? Jedes Videogerät informiert zur Zeit darüber. Ich habe mehr zu tun, als mich um so etwas zu kümmern.“

„Ich erzähle Ihnen das alles, weil ich der Sprecher einer großen Gruppe von Neuankömmlingen bin, und weil diese Gruppe daran interessiert ist, daß Sie sich um das Amt des *Terranischen Rates für Wissenschaftler* bemühen.“

Der junge Solgeborene lächelte ungläubig.

„Ich? Das kann unmöglich Ihr Ernst sein“, sagte er. „Wie sollte ich wohl so eine Wahl gewinnen, wenn ich tatsächlich auf Ihren Vorschlag eingehen würde?“

„Das lassen Sie die Sorge anderer sein“, erwiderte Margor gelassen. „Sie brauchen sich nur in die Kandidatenliste einzutragen. Das ist alles.“

Margor ging zu einem Videogerät, schaltete es ein und drückte einige Tasten.

„So, Mr. Hamiller. Es ist alles vorbereitet. Kommen Sie vor das Objektiv, und melden Sie sich als Kandidat an.“

Widerstrebend tat der Wissenschaftler, was Margor von ihm verlangte. Er meldete sich an. Boyt Margor schaltete das Videogerät wieder aus, lächelte freundlich, bedankte sich und verließ den Raum. Hamiller blickte ihm verstört nach, bis er durch ein akustisches Signal des Computers abgelenkt wurde. Er wandte sich seiner Arbeit wieder zu und vergaß darüber den Besuch.

6.

Im Projektionsfeld des Videogeräts erschien ein Gesicht, das von Lashat-Narben gezeichnet war. Yes-go Damlander erkannte es sofort, obwohl er es nur ein einziges Mal in einer TV-Sendung gesehen hatte. Er war überrascht, diesen Mann zu sehen, denn er hatte nicht gewußt, daß er schon auf Terra war.

„Commander Damlander“, meldete er sich.

„Tekener“, antwortete der Narben-gesichtige. „Ich habe Ihre Meldung über den Schiffbrüchigen Throynbee vor mir liegen. Dazu habe ich noch einige Fragen.“

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Mr. Tekener. Mir gefällt absolut nicht, was dieser Mann mit uns gemacht hat, und ich wäre froh, wenn Sie ihn bald erwischen.“

Tekener lächelte flüchtig.

„Berichten Sie mir noch einmal genau, was vorgefallen ist“, bat er. „Lassen Sie nichts aus. Alles kann

wichtig sein.“

„Ich werde den Kommandanten der Korvette rufen. Er war unmittelbar an dem Vorfall beteiligt.“

„Tun Sie das.“

Yesgo Damlander wiederholte seinen Bericht. Ronald Tekener hörte aufmerksam zu. Er stellte nur vereinzelte Fragen, und, als er alles gehört hatte, ließ er sich den Vorfall noch einmal von Jon Piesty schildern.

„Glauben Sie, daß Throynbee ein Mutant ist, von dem wir bisher nichts gewußt haben?“ fragte Damlander, als Tekener erklärte, genug gehört zu haben.

„Davon bin ich überzeugt“, erwiderte der Narbengesichtige. „Bedauerlicherweise scheint Throynbee nicht bereit zu sein, mit uns zusammenzuarbeiten.“

„Ich hoffe, Sie finden ihn“, sagte Damlander.

„Das hoffe ich auch. Welchen Auftrag haben Sie?“

„Wir fliegen morgen mit ' der QUARTOR ins Cantan-System. Dort befindet sich eine ehemalige Strafkolonie der Überschweren. Wir vermuten, daß auf Cantan etwa hunderttausend Gefangene darauf warten, endlich abgeholt zu werden.“

„Ich wünsche Ihnen viel Erfolg“, sagte Tekener, verabschiedete sich mit einem Nicken und schaltete ab.

„Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß ich ein direktes Gespräch mit einem Aktivatorträger geführt habe“, sagte Damlander zu Jon Piesty. „Tekener gefällt mir. Er schafft es bestimmt, Throynbee zu stellen.“

Er erhob sich und rückte seinen Gürtel zurecht.

„Wissen Sie was, Piesty, wir beiden werden unseren Kummer begießen. Ich habe gehört, daß es in Marseille bereits einige Restaurants gibt, in denen man einen vorzüglichen Tropfen bekommt. Wir haben noch etwas Zeit. Nutzen wir sie. Ich lade Sie ein.“

„Danke, Sir. Ich bin gern dabei.“

Die beiden Offiziere verließen die QUARTOR, nachdem Damlander dafür gesorgt hatte, daß der Dienstbetrieb während seiner Abwesenheit ungestört weiterlief.

Sie verließen die QUARTOR in einem Gleiter. Yesgo Damlander saß am Steuer. Er wollte sehen, wie sich die Besiedlung der Stadt entwickelte, und flog zuerst über die neuangelegten Teile, dann über die Altstadt. Hier arbeiteten Tausende von Robotern daran, die Häuser wieder bewohnbar zu machen. Die meisten Gebäude bestanden aus einem un-verrottbaren Material, so daß die Fassaden nur gereinigt werden mußten. Schäden waren vor allem bei den versorgungstechnischen Anlagen eingetreten. So mußten neue Rohre für die Wasserversorgung und

verbesserte Stromleitungen eingezogen werden. Dennoch waren die Schäden bei weitem nicht so groß, wie Damlander erwartet hatte.

„Ich hätte gedacht, daß alle alten Häuser abgerissen werden müssen“, sagte er, „aber das Material ist so gut, daß es aufwendiger ist, die Häuser

durch neue zu ersetzen, als sie zu renovieren.“ Am Videogerät leuchtete ein Ruflicht auf. Jon Piesty schaltete das

Gerät ein. Das Gesicht eines älteren Mannes erschien im Bild.

„Tut mir leid“, sagte er, „aber Sie können nicht so einfach eine Besichtigungsfahrt über der Stadt machen. Sie stören unser Kameraüberwachungssystem.“

„Oh, das haben wir gar nicht gemerkt“, erwiderte Damlander.

„Irgendwie müssen die Roboter ja

gesteuert und überwacht werden“, erklärte der Alte. „Und das machen wir mit Hilfe von fliegenden Kame-  
ras. Die von ihnen gesammelten Informationen werden in Computern  
zusammengefaßt und ausgewertet.

Daraus erfolgen dann ständig neue Befehle für die Roboter, die natür-lich auch über ein eigenes  
Programm verfügen. Insgesamt ist die Sache  
ziemlich schwierig. Also, seien Sie so nett zu verschwinden.“

„Auf der Stelle“, versprach Dam-lander und ließ den Gleiter aufstei-

gen. „Vielleicht können Sie uns noch einen Tip geben? Wo kann man et-  
was Gutes essen und trinken?“

„Am besten fliegen Sie nach Korsi-ka rüber“, antwortete der Alte. „Dort sind mehrere Restaurants eröffnet worden. Man wird nicht von Robo-  
tern bedient, sondern von hübschen Mädchen, die mit Sammlerschiffen zur Erde gekommen sind.“

„Wir sind schon unterwegs. Besten

Dank“, sagte Darnlander und be-

schleunigte. Der Bildschirm erlosch.

„Hoffentlich spricht sich das nicht so

schnell herum, sonst finden wir keinen Platz mehr." Damlander programmierte das neue Ziel ein, nachdem er die entsprechenden Daten von der regionalen Gleiterzentrale angefordert hatte. Der Gleiter ging auf Südost-Kurs und raste auf das Meer hinaus.

Im Westen ging die Sonne als großer, roter Ball unter.

Schweigend blickten die beiden Männer hinaus. Sie fühlten sich geborgen. Dies war keine Welt, auf der sie Fremdkörper waren. Nirgendwo drohten Gefahren. Man brauchte keine Atemmaske, keinen Raumanzug oder eine Schutzimpfung, um auf diesem Planeten leben zu können.

Yesgo Damlander war ebenso auf Gää geboren wie Jon Piesty. Er hatte Gää bisher stets als seine Heimat angesehen, und er hatte Gää nicht verlassen, weil es ihn mit aller Macht zur Erde gezogen hatte, sondern weil er den Befehl dazu bekommen hatte. Tatsächlich war ihm der Gedanke immer fremd gewesen, von Gää zur Erde überzuwechseln. Er hatte sich auf Gää wohl gefühlt, und es hatte ihn nicht gestört, daß man die Dunkelwolke nur unter bestimmten Bedingungen und mit besonderen Schwierigkeiten verlassen konnte.

In ihm aber war immer eine gewisse Unruhe gewesen, die er sich nie hatte erklären können.

Jetzt wußte er plötzlich, warum es so gewesen war.

Er spürte eine innere Ruhe, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. Er fühlte sich von einem seelischen Druck befreit, über dessen Ursache er sich nie Gedanken gemacht hatte.

Er blickte flüchtig zu Jon Piesty hinüber. Der Offizier saß entspannt in seinem Sessel, er lehnte den Kopf an die Nackenstütze und lächelte.

Yesgo Damlander schluckte, weil ihm der Hals plötzlich eng wurde. Er hatte die Basis wiedergefunden, von der aus die gesamte Entwicklung der Menschheit ausgegangen war. Er hatte plötzlich nicht mehr das Gefühl, allein einer feindlichen Umgebung gegenüberzustehen. Ihm war, als habe sich eine schützende Hand über ihm erhoben.

„Es war gut, daß wir die QUAR-TOR verlassen haben“, sagte Jon Piesty plötzlich. „Dadurch habe ich einiges begriffen, was mir vorher nicht eingehen wollte.“

Yesgo Damlander antwortete nicht. Es war nicht notwendig, weil es ihm ebenso erging wie Piesty.

Er deutete nach vorn. Dunkle Landmassen hoben sich aus dem silbrig glänzenden Meer hervor. Zahlreiche Lichter durchbrachen die Dunkelheit.

„Fangen Sie bloß nicht an zu heulen, wenn Sie ein Glas Wein getrunken haben“, sagte er mit rauher Stimme. „Und besaufen Sie sich nicht so, daß Sie mich später nicht zurückfliegen können.“

Jon Piesty zuckte zusammen. Die Worte des Kommandanten schreckten ihn auf.

„Sie brauchen sich um mich keine Sorgen zu machen, Sir“, erwiderte er steif.

„Dann ist es ja gut“, sagte Damlander. Er grinste breit.

Wenig später enteeckte er eine hellerleuchtete Anlage, die auf einer Landzunge lag. Er senkte den Gleiter ab und landete auf einem Platz, auf dem bereits mehrere Gleiter standen. Aus einem der bungalowartigen Häuser tönte Musik.

Die beiden Offiziere stiegen 'aus und gingen unsicher zu einer /Tür. Durch die Fenster blickten sie in den Raum.

„Na also“, sagte Damlander erleichtert. „Hier sind wir genau richtig.“

Sie traten ein. In dem Raum standen etwa zwanzig Tische, von denen die meisten besetzt waren.

Appetitanregende Gerüche wehten den beiden Raumfahrern entgegen.

„Den Mann kenne ich doch“, sagte Damlander und zeigte auf Janok Kays, der mit einem hageren Mann an einem der Tische saß. „Kommen Sie, Jon.“

Janok Kays erhob sich, als die beiden Raumfahrer zu ihm an den Tisch traten.

„Sie hätte ich hier am allerwenigsten erwartet, Commander“, sagte er. „Setzen Sie sich zu uns.“

„Ich bin Partmann Gogh“, erklärte der andere. „Ich bin auch mit Ihnen geflogen. Allerdings in der Korvette.“

Janok Kays beugte sich vor. Er sprach mit gesenkter Stimme: „Ich habe eine Nachricht erhalten. Man hat mir ein Geschäft angeboten, aber die Sache kommt mir nicht sauber vor. Dennoch bin ich gekommen, weil ich neugierig bin.“

„Es hat etwas mit Politik zu tun“, ergänzte Partmann Gogh. „Irgend jemand hat erfahren, daß wir zu

Hause einen gewissen Einfluß hatten. Jeder auf seine Weise. Kays viel mehr als ich. Und das scheint jemand nutzen zu wollen."

„Dieser Unbekannte scheint zu glauben, daß er die Stimmen der Rückkehrer automatisch für sich gewonnen hat, wenn er uns auf seine Seite bringt."

„Wer ist es denn?" fragte Damlander ohne großes Interesse, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Ich weiß nicht genau", antwortete Janok Kays. „Der Name klang so ähnlich wie Sroinbie oder ..."

„Throynbee?" fragte Damlander, der plötzlich wie elektrisiert war.

„Ja, allerdings", antwortete Partmann Gogh überrascht. „Kennen Sie ihn?"

„Und ob. Kommt er hierher?"

„Er ist schon da", sagte Janok Kays und erhob sich. „Dort bei der Tür hat jemand seinen Namen genannt."

Damlander und Jon Piesty sprangen auf. Sie stürmten quer durch das Lokal auf die Tür zu, auf die Kays gezeigt hatte. Sie stießen die Tür auf und gelangten in einen Vorraum, in dem zwei Mädchen an einem fahrbaren Tisch mit verschiedenen Speisen standen.

„Wo ist er?" fragte Damlander.

Sie blickten ihn verständnislos an.

„Von wem sprechen Sie?" fragte eine dunkle Stimme. Ein korpulenter Mann trat aus einer anderen Tür.

„Von Throynbee", antwortete Damlander, während eifrig zu einer Tür eilte, die nach draußen führte. Er öffnete sie und blickte hinaus. Der Mond war aufgegangen. Es war hell zwischen den geparkten Gleitern. Der Gesuchte war jedoch nicht zu sehen.

Damlander drehte sich enttäuscht um. Er schaltete sein Armbandfunkgerät ein und gab eine Alarmmeldung an die QUARTOR durch. Er befahl, die Sicherheitsbehörden sofort zu verständigen. Janok Kays kam zu ihm. Er hielt die Augen fast geschlossen.

„Er ist noch hier", sagte er leise. „Ich spüre es."

„Dann müßten wir ihn doch sehen", erwiderte Damlander ungehalten.

„Dort ist er", rief Partmann Gogh. Er eilte zu der Tür, die nach draußen führte und zeigte in die Nacht hinaus. „Dort."

Damlander, der dicht hinter ihm stand, schüttelte den Kopf.

„Ich sehe niemanden."

„Die Luft schimmert und leuchtet, wo er ist. Sehen Sie es denn nicht? Direkt neben dem Gleiter dort." Damlander fluchte. Er verließ den Raum und eilte auf den Gleiter zu, den Gogh ihm gezeigt hatte.

Kurz

avor blieb er verwirrt stehen. Der Leiter war verschwunden.

„Er fliegt weg", brüllte Partmann Gogh. „Was ist los mit Ihnen? Sie müssen es doch sehen!"

Für einige Sekunden veränderte

sich Damlanders Umgebung entscheidend. Er verspürte einen heftigen Luftzug und sah einen Gleiter, der direkt vor ihm aufstieg. Die Maschine verdeckte den Mond.

Damlander riß seinen Energiestrahler aus dem Gürtel. Der Gleiter verschwand, als sei er nie dagewesen, doch Damlander ließ sich davon nicht irritieren. Er schoß in die Richtung, in der er die Maschine vermutete. Geblendet schloß er die

Augen, als der sonnenhelle Energiestrahler die Nacht erhellte. Dennoch sah er, daß sich unweit von ihm ein Glutball ausbreitete. Eine Hitzewelle schlug auf ihn herab und zwang ihn zur Flucht.

Als er das Haus erreichte, wo Jon Piesty, Partmann Gogh und Janok Kays noch immer an der Tür standen, wandte er sich um. Er sah einen Gleiter, dessen Heck ein rotglühendes Loch aufwies. Die Maschine hatte offensichtlich Mühe, sich in der Luft zu halten. Langsam entfernte sie sich über das

Wasser, beschleunigte dann plötzlich und verschwand.

„Es war Throynbee“, sagte Jon Piesty keuchend. „Ich habe ihn deutlich gesehen. Er saß hinter dem Steuer des Gleiters.“

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte Partmann Gogh. „Er hat eine Energieaura um sich, so wie die Sandpolypen eine hatten.“

Die anderen Gäste kamen aus dem Restaurant. Aufgeregt erkundigten sie sich danach, was vorgefallen war.

Yesgo Damlander hatte sich inzwischen wieder gefangen. Als Jon Piesty ihn erregt ansprach und dabei das Wort Mutant fallenließ, herrschte er ihn an: „Reißen Sie sich gefälligst zusammen. Sie sollten als Offizier wissen, was mit Deflektortech-nik erreicht werden kann. Wir haben nicht einen einzigen Beweis dafür in der Hand, daß parapsychische Kräfte im Spiel waren. Also stellen Sie keine Vermutungen an, sondern überlegen Sie lieber.“

Damlander eilte zu seinem Gleiter.

„Sie bleiben hier“, befahl er Piesty. „Ich folge Throynbee. Sie werden die Sicherheitskräfte darüber informieren, wohin ich geflogen bin, wenn sie hier eintreffen.“

Er rief Partmann Gogh und Janok Kays zu sich und bat sie, ihn zu begleiten. Die beiden Männer willigten sofort ein. Damlander setzte sich ans Steuer und startete.

„Auf Gää würde Throynbee unter gleichen Umständen nicht weit kommen“, sagte er, als sie, der Küste folgend, nach Süden flogen. „Satellitenkameras würden ihn erfassen, Ortungsgeräte würden ihn verfolgen, und Computer würden uns exakt angeben, wo er sich gerade aufhält.“

Er blickte zum sternenklaren Himmel hinauf.

„Wie es hier auf der Erde aussieht, weiß ich nicht“, fuhr er fort. „NA-THAN ist wieder voll aktiviert. Gibt es aber ausreichend Satelliten? Wie ist die Ortung und Überwachung der Oberfläche der Erde?“

Partmann Gogh spähte angestrengt nach vorn.

„Können Sie etwas erkennen?“ fragte der Offizier.

„Da vorn muß er sein. In jener Bucht“, antwortete Janok Kays, der gar nicht gefragt worden war. „Ich spüre es. Verlassen Sie sich auf mich. Ich irre mich nicht.“

Die Maschine flog um einen steil aufragenden Berg herum. Dann sahen die drei Männer zahlreiche Lichter, ohne in der Dunkelheit ausmachen zu können, ob vor ihnen ein Wohn- oder Fabrikationsgelände lag.

„Dort ist er“, rief Partmann Gogh. „Dort drüben bei der roten Lampe.“

Er glaubte ganz deutlich jene farbigen Energieschleier zu sehen, die ihm anzeigten, wo der Flüchtende war. Yesgo Damlander riß die Maschine herum. Im gleichen Moment startete ein großer Gleiter in unmittelbarer Nähe der bezeichneten roten Lampe.

„Verdammt, er entkommt uns“, rief der Kommandant. Er beschleunigte voll, brachte den Gleiter jedoch nicht auf die Geschwindigkeit der größeren Maschine, mit der Throynbee flüchtete. Der Verfolgte raste in südlicher Richtung davon.

„Wir können aufgeben“, sagte Janok Kays resignierend. „Den erwischen wir nicht mehr.“

Damlander gab jedoch noch nicht auf. Er flog eine Militärmaschine, die über zahlreiche Sondereinrichtungen verfügte, die es in privaten Gleitern nicht gab. Dazu gehörte unter anderem ein Hochleistungsor-tungssystem für planetarische Einsätze. Er schaltete es ein und erfaßte den Gleiter Throynbees. Fast gleichzeitig leuchtete ein Ruflicht am Videogerät auf. Damlander meldete sich. Im Projektionsfeld zeichnete sich das narbige Gesicht Ronald Teke-ners ab.

„Commander Damlander“, sagte er. „Man hat mir gemeldet, daß Sie Volther Throynbee verfolgen.“

„Ich bin dabei, Sir“, berichtete der Kommandant und schilderte die Situation. „Ich vermute, daß er irgendwo im Norden Afrikas landen wird.“

„Geben Sie mir den genauen Kurs“, forderte Tekener. Als Damlander diesem Befehl nachgekommen war, sagte er: „Hm, sein Ziel scheint Tripolis zu sein. Dort ist ein Raumhafen, auf dem zur Zeit zwei Raumschiffe der GAVÖK stehen.“

Yesgo Damlander wußte nicht, was er aus dieser Feststellung schließen sollte.



„Bleiben Sie dran, Commander“, befahl der Aktivatorträger. „Ich komme nach Tripolis.“

Damit schaltete Tekener ab.

„Leicht gesagt“, murmelte Janok Kays. „Der Kerl flitzt davon, und wir sollen dranbleiben. Nur, wie wir das machen sollen, das sagt uns niemand.“

Damlander lachte leise.

„Irgendwie schaffen wir es schon.“

\*

Volther Throynbee erkannte in panischem Entsetzen, daß er nicht unverwundbar war, wie er bisher immer geglaubt hatte.

Müheless hatte er sich bisher stets *unsichtbar* gemacht, wobei er nicht wirklich unsichtbar wurde, sondern nur erreichte, daß die Menschen seiner Umgebung ihn nicht mehr wahrnahmen. Mit Hilfe seiner parapsychischen Kräfte konnte er sie so beeinflussen, daß sie sahen, was er wollte. Selbst wenn ihn jemand mit einem Bildaufzeichnungsgerät beobachtet hätte, hätte er ihn nicht gesehen, obwohl sein Bild auf dem Bildschirm erschien.

Darüber hinaus aber hatte er stets auch erreicht, daß er aus ihrem Bewußtsein verschwand. Immer war es so gewesen, daß die anderen vergessen hatten, daß sie mit ihm zu tun gehabt hatten - vorausgesetzt, er wollte, daß es so war.

Jetzt machte er sich heftige Vorwürfe weil er mit der Besatzung der Korvette nicht ebenso verfahren war. Er blickte zurück, während er sich im Gleiter der nordafrikanischen Küste näherte. Der andere Gleiter war kaum noch zu sehen. 'Doch das beruhigte den Mutanten nicht. Man war auf ihn aufmerksam geworden, man hatte auf ihn geschossen, und man verfolgte ihn. Damit konnte er nicht mehr wie geplant vorgehen. Er mußte improvisieren und ging dabei Risiken ein, die nicht einkalkuliert waren.

Der Raumhafen kam in Sicht.

Volther Throynbee verzögerte die Fahrt der Maschine und ließ sie gleichzeitig absinken. Er tippte einige Male auf die Ruftaste des Videogeräts, schaltete es jedoch nicht ein. Unmittelbar darauf leuchtete das Ruflicht rhythmisch auf. Throynbee verzögerte stärker, öffnete die Seitentür und beugte sich hinaus. Der Gleiter flog in einer Höhe von etwa zwei Metern über der Betonpiste des Raumhafens. Der Mutant schlug die Faust gegen den Akzelerator und ließ sich gleichzeitig aus der Kabine fallen. Der Gleiter beschleunigte und raste davon. Throynbee stürzte auf den Beton, rollte sich jedoch so geschickt ab, daß er sich nicht verletzte.

Dann sprang er auf und rannte auf eines der Raumschiffe zu. Eine Mannschleuse öffnete sich. Throynbee sprang hinein und schloß das Schott hinter sich.

Ein Akone wartete in einem Beiboothangar auf ihn.

„Man ist mir auf den Fersen“, sagte der Mutant, „aber ich habe meine Verfolger abgeschüttelt.“

Der Akone antwortete nicht. Wortlos führte er Throynbee bis zu einem Konferenzraum, in dem die Vertreter anderer GAVÖK-Völker versammelt waren. Throynbee setzte sich auf einen für ihn freigehaltenen Platz. Er saß zwischen einem Springer und einem Ara.

„Es wird ernst. Wir müssen jetzt etwas unternehmen, sonst ist es zu spät. Die politische Entwicklung auf der Erde ist geradezu beängstigend. Unter dem Deckmantel einer völkerverbindenden, liberalen Politik, die sich fleißig vor der GAVÖK verbeugt, kommen Politiker an die Macht, die nichts anderes wollen als ein neues Solares Imperium, das dieses Mal die gesamte Galaxis umfassen soll und keinem Volk mehr die Freiheit beläßt.“

Zornige Zwischenrufe zwangen ihn zu einer Pause. Volther Throynbee lächelte verstohlen.

„Es ist selbstverständlich, daß wir eine solche Entwicklung unterbinden müssen. Ich bin Gäaner. Ich hänge der GAVÖK-Idee an, weil ich nicht will, daß die Laren-Herrschaft durch eine Terraner-Herrschaft ersetzt wird. Ich will eine freie Galaxis, in der alle Völker gleichberechtigt zusammenarbeiten.“

„Unsere Unterstützung haben Sie“, sagte ein Blue.

„Wir tun alles, was in unserer Macht steht“, erklärte ein Akone. „Sagen Sie uns, was Sie von uns erwarten.“

„Ich brauche Ihre Hilfe, damit ich im Rahmen der auf der Erde entstehenden Regierung eine entscheidende Position erreiche. Ich brauche ei-

ne massive Unterstützung. Sollte es mir gelingen, *Erster Terraner* oder *Oberster Terranischer Rat* zu werden, ist Ihre Freiheit garantiert."

„Sie bekommen alles, was Sie benötigen", versprach der Springer neben ihm. „Der gesamte Machtapparat der GAVÖK wird dafür sorgen, daß Sie einen wirkungsvollen Wahlfeldzug führen können."

„Wir stellen Ihnen unsere besten Kräfte zur Verfügung", erklärte der Ara.

„Um den Leuten, die von einem Solaren Imperium träumen, die Maske vom Gesicht zu reißen, führen wir eine militärische Aktion durch", fuhr Throynbee fort. „Wir greifen eines der Sammlerschiffe an, die die in der Galaxis verstreuten Menschen zur Erde bringen. Wir provozieren. Die Reaktion wird prompt erfolgen. Die terranischen Streitkräfte werden mit geballter Kraft zurückschlagen und uns allen damit ihr wahres Gesicht zeigen. Sie werden erleben, daß sich absolut nichts geändert hat in den vergangenen hundertzwanzig Jahren. Die Terraner sind so machthungrig wie eh und je. Sorgen wir also dafür, daß diejenigen Kräfte an die Macht kommen, die einsehen, daß es kein Solares Imperium mehr geben darf."

7.

Das Ruflicht leuchtete auf. Yesgo Damlander schaltete ein, und das Gesicht Ronald Tekeners erschien im Projektionsfeld des Videos.

„Damlander, sind Sie noch dran?" fragte der Narbengesichtige.

„Wir nähern uns dem Raumhafen Tripolis", berichtete der Kommandant. „Der Gleiter hat hier stark an Fahrt verloren, ging auf eine Höhe von ungefähr zwei Meter herunter und hat dann wieder voll beschleunigt. Ich schließe daraus, daß ..."

„... Throynbee ausgestiegen ist", ergänzte Tekener. „Keine Sorge, Damlander, ich übernehme jetzt. Ich habe Sie bereits in der Ortung. In etwa zwei Minuten bin ich bei Ihnen. Landen Sie am Rand des Raumhafens. Tripolis ist vorläufig nur von einem Robotkommando besetzt, das die Anlagen instand setzen soll."

Damlander war kaum mit seinem Gleiter gelandet, als eine große Maschine sich herabsenkte und neben ihm aufsetzte. Ronald Tekener, der von sieben Männern begleitet wurde, stieg aus, kam zu ihm und begrüßte ihn, Partmann Gogh und Janok Kays. Er ließ sich noch einmal schildern, was geschehen war. Dann blickte er nachdenklich zu den drei Raumschiffen hinüber, die auf der Betonpiste standen. Zwei Raumer gehörten zur GAVÖK. Das dritte gehörte zur terranischen Flotte.

Die Männer, die mit ihm gekommen waren, schwärmten aus und bezogen Beobachtungsposten am Rand des Raumhafens.

„Was werden Sie tun, Sir?" fragte Damlander. „Werden Sie die Raumschiffe durchsuchen?"

„Auf keinen Fall", entgegnete Tekener. „Außerdem habe ich bei den GAVÖK-Raumern gar keine Möglichkeit dazu."

Er gab Damlander zu verstehen, daß er nach Marseiile zurückkehren sollte, und bat Partmann Gogh und Janok Kays, bei ihm zu bleiben.

„Ich habe das Gefühl, daß Sie mir mit Ihren besonderen Fähigkeiten helfen können", sagte er. „Das könnte entscheidend sein."

Damlander verabschiedete sich und startete. Wenig später stieg auch der Gleiter auf, mit dem Tekener gekommen war, und jagte in südlicher Richtung davon. Er nahm die Verfolgung des Gleiters auf, mit dem Throynbee geflogen war. Tekener wollte sich davon überzeugen, daß diese Maschine wirklich leer war. Einer seiner Begleiter übernahm diese Aufgabe.

„Wir warten", entschied der Akti-

vatorträger. „Ich glaube nicht, daß Throynbee die Erde mit einem der Schiffe verlassen will."

Eine halbe Stunde verstrich, ohne daß sich etwas ereignete. Dann kehrte der Gleiter Tekeners zurück. Der *Lächler* erhielt die Bestätigung, daß Throynbees Gleiter leer war.

Tekener dachte nicht daran, sich vor den Schiffsbesatzungen zu verstecken. Throynbee konnte ruhig wissen, daß sich die Schlinge um ihn enger zog.

Tekener stieg in den Gleiter und stellte eine Verbindung mit Terra-nia-City her, wo der leistungsstärkste Hyperkom stand.

„Ich benötige eine Verbindung mit Mutoghmahmann Scerp", sagte er, als er den leitenden Offizier erreicht hatte. „Können Sie feststellen, wo er zur Zeit ist?"

„Er hält sich im Akra-Aka-System auf“, antwortete der Offizier. „Ich melde mich wieder.“  
Schon wenige Minuten später erschien das Bild des Neuarkoniden im Projektionsfeld des Videos.  
Mutoghmann Scerp lächelte.

„Sie haben Glück gehabt“, sagte er. „Einige Minuten später hätten Sie mich nicht mehr erwischt.“  
„Ich stehe hier vor zwei GAVÖK -Raumschiffen. Es sind Raumer der Springer, also walzenförmige Einheiten“, erklärte der Aktivatorträger. Die Namen sind KVATAK VII und GATAMO XII. Die Schiffe haben dringend benötigte Rohstoffe zur Erde gebracht. Wissen Sie etwas über die Besatzungen?“

„Warten Sie einen Moment“, bat Mutoghmann Scerp. „Ich muß mich informieren.“

Nur wenige Minuten verstrichen, dann meldete der Neuarkonide sich wieder.

„Es ist, wie ich befürchtet habe“, sagte er. „Die KVATAK VII und die GATAMO XII gehören radikalen Gruppen, die von uns nur schwer unter Kontrolle gehalten werden. Wir fürchten schon lange, daß es von dieser Seite aus Schwierigkeiten geben könnte.“

„Was verstehen Sie unter radikal?“ fragte Tekener. „In welcher Hinsicht sind diese Gruppen radikal?“

„Sie vertreten die Ansicht, daß die Terraner ein neues Solares Imperium aufbauen wollen, und sie sind bereit, mit allen Mitteln dagegen zu kämpfen.“

„Scerp, Sie wissen, daß es kein Solares Imperium mehr geben wird.“

„Ich schon, aber innerhalb der GAVÖK gibt es Kräfte, die den Beteuerungen der Terraner keinen Glauben schenken. Seien Sie also vorsichtig. Mehr kann ich dazu nicht sagen.“

„Ich danke Ihnen, Scerp“, erwiderte der Terraner und schaltete ab. Nachdenklich blickte er zu den beiden Springer-Raumschiffen hinüber. Partmann Gogh und Janok Kays näherten sich dem Gleiter. Tekener alarmierte Terrania-City.

„Die Sache ist gefährlicher, als ich dachte“, sagte er zu Gogh und Janok Kays. „Ich habe Unterstützung angefordert. Es geht nicht mehr nur um Volther Throynbee, sondern um erheblich mehr.“

Er tippte auf die Ruftaste seines Videogeräts, bis sich der Bildschirm erhellte. Das bärtige Gesicht eines Springers erschien.

„GATAMO“, sagte er. „Was gibt es, Tekener?“

Der Aktivatorträger registrierte, daß die Springer informiert waren. Er verzichtete daher auf eine ausführliche Erklärung und erwiderte knapp: „Sorgen Sie dafür, daß Throynbee Ihr Schiff verläßt.“

„Throynbee?“ Der Springer tat, als habe er den Namen noch nie gehört.

Tekener antwortete mit dem für ihn charakteristischen Lächeln.

„Die Lage ist ernst“, sagte er. „Es ist besser, wenn Sie das akzeptieren.“

Der Springer schaltete sich kommentarlos aus.

Auf einem anderen Apparat liefen die Bestätigungen dafür ein, daß ständig neue Gleiter und Kampfmaschinen der Sicherheitsverbände in der näheren Umgebung des Raumhafens Stellung bezogen. Eine Korvette flog in 20 Kilometer Höhe über den Raumhafen hinweg.

Die über den Raumhafen verstreuten

Mitarbeiter Tekeners kehrten zum Gleiter zurück und stiegen ein. Auch Partmann Gogh und Janok Kays setzten sich in die Polster.

„Was haben Sie vor?“ fragte der Jäger. „Wollen Sie sich zurückziehen?“

„Wir sind nur vorsichtig“, antwortete Tekener. „Weiter nichts.“

Sekunden später begriff Kays, warum der Narbengesichtige sich so verhielt. Der Videoschirm erhellte sich wieder. Das bärtige Gesicht eines anderen, wesentlich älteren Springers erschien im Projektionsfeld.

„Jemand wird die GATAMO verlassen“, kündigte er an. „Gleichzeitig starten wir. Unser Freund wird mit uns in Verbindung bleiben. Sie werden sich nicht von der Stelle rühren. Meine Waffenleitoffiziere sind nervös. Es könnte sein, daß ihnen die Nerven durchgehen, wenn Sie unvorsichtig sind. Erst wenn Sie von uns Bescheid bekommen, dürfen Sie den Raumhafen verlassen.“

Er gab Tekener keine Gelegenheit, auf diese unverhüllte Drohung zu antworten. Er schaltete ab.

„Was hat er vor?“ fragte Partmann Gogh. „Sie glauben doch nicht, daß er wirklich auf uns schießen läßt?“

„Doch“, erwiderte Tekener. „Wenn wir Mütoghmann Scerp glauben wollen, dann wird er es tun.“

Die Abstrahlschächte der Walzen-raumer glühten auf. Gleichzeitig hoben sich die Raumschiffe mit Hilfe ihrer Antigravtriebwerke an. Eine Schleuse öffnete sich, und ein Gleiter raste daraus hervor. Er entfernte sich in östlicher Richtung.

Tekener unternahm nichts. Er wußte, daß ihm diese Maschine nicht entkommen würde. Der Ring der Beobachter war mittlerweile so dicht, daß Throynbee kaum noch Chancen hatte.

Mit einem beklemmenden Gefühl blickte er auf die mächtigen Energiestahlprojektoren, die drohend glühten. „Haut schon endlich ab“, sagte einer der Mitarbeiter Tekeners.

Die Walzenraumer beschleunigten und stiegen schnell auf. Die Haupttriebwerke begannen zu arbeiten. Rotglühende Abgase schossen aus den Abstrahlschächten.

Ronald Tekener atmete unwillkürlich auf. Die größte Gefahr war vorüber. Er nahm Verbindung mit den Sicherheitskräften in der Umgebung des Raumhafens auf. Der Gleiter, in dem er Volther Throynbee vermutete, näherte sich mit hoher Geschwindigkeit Kairo.

„Also dann“, sagte Tekener und startete. Er blickte flüchtig nach oben. Die beiden Springer-Raumschiffe waren nicht mehr zu sehen. Er holte noch einige Informationen ein und beschleunigte voll. Der Gleiter war erheblich schneller als der Throynbees; so daß er rasch aufholte. Offensichtlich verließ sich der gäanische Mutant auf seine besonderen Fähigkeiten, denn er versuchte gar nicht erst, dem Verfolger mit besonderen Manövern zu entkommen.

„Er will in Kairo untertauchen“, sagte Tekener. „Er glaubt, daß wir ihn dort nicht erwischen.“

„Kairo ist eine Stadt, nicht wahr?“ fragte Partmann Gogh.

„Kairo war es“, antwortete der Aktivatorträger. „Jetzt ist es nur eine Ansammlung von Häusern, Ruinen und Abfall. Die Stadt ist gesperrt. Robotkolonnen und Spezialeinheiten sind dabei, sie wieder bewohnbar zu machen.“

Throynbee hatte das Gebiet von Kairo erreicht. Der Ortungsreflex verschwand vom Bildschirm. Tekener führte den Kampfgleiter bis an ein Hochhaus heran und ließ ihn danach langsam weiterrücken, bis er die Flugkabine Throynbees entdeckte,

die in eine Parknische eingeflogen war und nur noch mit dem Heck daraus hervorragte.

Die Stadt bot ein chaotisches Bild. Staub und Sand bedeckten die Straßen und die Häuser. Fast alle Fensterscheiben waren zersplittert, und viele Gebäude waren zusammengestürzt, als sei Kairo von einem Erdbeben durchgeschüttelt worden. Überall arbeiteten Roboter der verschiedensten Art daran, Gefahrenquellen zu beseitigen, Schutt abzutransportieren und die Häuser wieder bewohnbar zu machen. Sie legten vielfach die unterirdisch verlegten Versorgungsleitungen frei, um sie zu reparieren oder durch weitere Leitungen zu ergänzen. Menschen waren nicht zu sehen.

„Es wird noch lange dauern, bis diese Stadt wieder bewohnbar ist“, sagte Janok Kays.

„Es wird auch noch lange dauern, bis wir wieder so viele Menschen sind, daß wir Städte wie diese mit Leben füllen können“, entgegnete Tekener. Er ließ den Gleiter absinken und landete in der Nähe von Throynbees Maschine.

„Bleiben Sie bei mir“, sagte er zu Kays und Gogh. „Die anderen sichern den Gleiter ab. Es genügt, wenn wir nach Throynbee suchen.“

Er reichte seinen beiden Begleitern Paralysatoren, damit sie sich notfalls gegen den Mutanten wehren konnten. Janok Kays erschauerte, als er ausstieg. Ein eiskalter Wind fegte durch die Straßen der Stadt. Tekener ließ ihm und Partmann Gogh wärmende Jacken reichen und streifte sich selbst auch eine über.

„Kommen Sie“, sagte er und betrat das Gebäude, in dem Throynbees Gleiter parkte. „Ich glaube zwar nicht, daß er noch hier ist, aber wir werden hier anfangen.“

Sie schritten über Berge von Glassplittern hinweg und kletterten über herabgefallene Steine in das Gebäude, als Partmann Gogh plötzlich stehenblieb.

„Dort drüben war er eben“, rief er und zeigte auf ein flaches Haus, das ehemals als eine Art Verkaufspavillon gedient haben mochte. In fensterlosen Schaufenstern standen die verrosteten Reste von Maschinen.

Ronald Tekener lief sofort los, obwohl er Throynbee nicht sah. Partmann Gogh und Janok Kays blieben bei ihm.

„Er war tatsächlich hier“, sagte der Jäger, als sie den Pavillon erreichten. Er deutete auf den Boden, auf dem sich im Staub Fußspuren abzeichneten. „Die konnte er nicht unsichtbar machen.“

Janok Kays fühlte sich in seinem Element. Sein Gesicht rötete sich vor Eifer. Das Licht aus den Scheinwerfern reichte aus. Er verfolgte die Spur. Sie führte um den Pavillon herum, verlor sich dann aber in einer nicht erhellten Zone.

Tekener rief den Gleiter zu sich. Im Licht der Scheinwerfer der Maschine zeichneten sich die Spuren wieder deutlich ab.

„Schneller“, sagte Kays drängend. „Der Kerl entwischt uns noch.“

Plötzlich blitzte es in der Dunkelheit auf. Ein Energiestrahler zuckte fauchend über ihre Köpfe hinweg. Partmann Gogh schrie auf und schlug sich die Hände vor die Augen. Tekener drängte ihn und Kays zur Seite, so daß sie in die Deckung eines Steines gerieten. Der Gleiter schob sich augenblicklich dichter an sie heran und baute einen Prallfeldschirm auf, der auch sie umspannte. Der zweite Schuß Throynbees verlor sich wirkungslos im Energiefeld.

Tekener sprang auf und gab dem Piloten ein Handzeichen. Zusammen mit Janok Kays stürmte er auf das Versteck des Mutanten zu, wobei er dicht vor dem Gleiter herlief.

Als sie die Stelle erreichten, von der aus Throynbee geschossen hatte, sahen sie Fußspuren, *Sie* folgten ihnen etwa fünf Meter weit, dann verloren sie sich auf einem Marmorfußboden.

„Infrarotortung“, befahl Tekener. „Negativ, Sir“, antwortete der Offizier aus der Kabine.

Der Aktivatorträger drehte sich verblüfft um.

„Infrarotortung und Individualtaster negativ“, erklärte der Offizier.

Tekener stieg zu ihm in den Gleiter und blickte auf die Ortungsschirme. Auf dem Infrarotschirm waren die Fußspuren Throynbees dort klar zu erkennen, wo sie auch mit dem bloßen Auge zu sehen waren. Dann wurden sie jedoch immer blasser und verloren sich schließlich ganz. Der Individualtaster reagierte überhaupt nicht, so als sei Throynbee gar nicht vorhanden.

„Vielleicht ist es ein Androide oder ein Roboter“, sagte der Offizier. Ronald Tekener schüttelte den Kopf. Daran mochte er nicht glauben.

Plötzlich ertönte hinter ihnen ein Schrei. Tekener fuhr herum.

„Gogh“, rief er, sprang aus dem Gleiter und stürmte auf die Stelle zu, an der sie Partmann Gogh zurückgelassen hatten. Der Offizier schaltete den Prallfeldschirm aus, so daß der Aktivatorträger die Energiebarriere passieren konnte.

Als Ronald Tekener Partmann Gogh erreichte, lag dieser auf dem Boden. Sein Kopf blutete aus mehreren Wunden. Auf den ersten Blick erkannte der Narbengesichtige, daß Gogh nur geringe Überlebenschancen hatte.

Ungefähr fünf Meter von ihm entfernt kauerte Volther Throynbee auf dem Boden. Er hielt sich den Leib. Seine Augen waren unnatürlich geweitet.

„Ich habe ihn paralysiert“, berichtete Partmann Gogh röchelnd.

Der Mutant sah jedoch nicht aus wie jemand, der paralysiert worden war. Er bot das Bild eines Mannes, der tödlich getroffen worden war. Seine Finger krallten sich in den Leib.

Als Tekener sich dem Mutanten näherte, schien dieser durchsichtig zu werden und für einige Sekunden zu verschwinden, doch dann erschien er wieder. Offenbar reichten die parapsychischen Kräfte nicht mehr aus, Tekener zu täuschen.

Der Aktivatorträger nahm den Energiestrahler auf, der neben Throynbee auf dem Boden lag. Er blickte ihm ins Gesicht und stutzte. Die Haut des Mutanten sah seltsam aus, so als sei sie aus Pergament.

„Ich habe ihn getötet“, sagte Partmann Gogh mühsam. „Ich wollte es nicht.“

Der Gleiter schoß heran. Die Offiziere umringten Partmann Gogh und Throynbee und schlossen sie an. das Lebenserhaltungssystem des Gleiters an. Doch der Mutant streifte die Sonden ab, die man ihm angelegt hatte. Er schüttelte den Kopf.

„Zu spät“, sagte er. „Mich rettet nichts mehr.“

Er blickte verächtlich zu Gogh hinüber.

„Außerdem hat er nichts damit zu tun. Es war ein anderer. Haben Sie ihn nicht gesehen?“ Er zuckte heftig zusammen. Sein Gesicht verzerrte sich.

Die Offiziere legten ihn auf ein Luftkissen. Er leistete keinen Widerstand.

„Was haben Sie mit den Springern besprochen?“ fragte Tekener.

„Das geht Sie nichts an“, erwiderte Throynbee.

Der Narbengesichtige schickte die Offiziere weg. Er wollte mit dem Mutanten allein sein.

„Ich kann mir ungefähr vorstellen, welche Pläne Sie verfolgt haben“, sagte er zu dem Mutanten. „Zuerst wollten Sie die Laren in der Milchstraße zurückhalten. Auf diese Weise wollten Sie uns zwingen, die

Menschheit in der Provcon-Faust zu belassen. Dort, so glaubten Sie, hätten Sie eine gute Chance gehabt,

sie in den Griff zu bekommen. Nun, wir haben die Dunkelwolke verlassen.

Hier draußen ist alles schwieriger für Sie. Sie können nicht ohne Hilfe der GAVÖK arbeiten. Aber was auch immer nun geschieht, es geht Sie nichts mehr an. In wenigen Minuten werden Sie nicht mehr unter den Lebenden sein."

Volther Throynbee blickte ihn an. Sein Gesicht verfiel immer mehr. Es schien, als trockne der Mutant von innen heraus ein.

„Überfall", sagte er mühsam. „Die Springer werden ein Sammlerschiff überfallen. Wahrscheinlich die QUARTOR."

Er versuchte, noch mehr zu sagen, aber er brachte kein Wort mehr über die Lippen. Es half auch nichts, daß Tekener ihm Wasser einflößte. Vol-ther Throynbee starb, ohne weitere Einzelheiten des Planes preisgeben zu können.

Als er tot war, teilte einer der Offiziere Tekener mit, daß auch Partmann Gogh den Kampf mit Throynbee nicht überstanden hatte.

Ronald Tekener stieg in den Gleiter und bemühte sich um eine erneute Verbindung mit Mutoghmman Scerp. Doch dieses Mal hatte er kein Glück. Der wichtigste Mann der GA-VÖK meldete sich nicht. „...bleibt der Tod Volther Throynbees rätselhaft", erklärte der Nachrichtensprecher. „Die untersuchenden Ärzte konnten bei dem Gää-ner, der zweifelsfrei ein Mutant war, keine Todesursache feststellen. Die Annahme, daß er durch einen extremen Verlust von Körperflüssigkeit gestorben ist, hat sich nicht bestätigt." Payne Hamiller schob sein Frühstücksei zur Seite und schaltete das Videogerät mit einer Handbewegung aus. Die Nachrichten interessierten ihn im Grunde genommen nicht. Er wollte nur ein wenig Ablenkung haben, und er hatte gehofft, sich über die Besiedlungsfortschritte auf der

Erde informieren zu können. Die Berichte über die Wiedererschließung der Erde waren jedoch so umfangreich, daß sie ihm schon wieder zuviel waren. Deutlich zeichnete sich ab, daß die Angehörigen des NEI, die Mitglieder der Terra-Patrouille und die Rückkehrer von Konzilsstraßplaneten und anderen Welten allmählich zueinanderfanden, Vertrauen zueinander faßten und immer besser zusammenarbeiteten.

Am Video flammte ein Ruflicht auf. Payne Hamiller schaltete das Gerät unwillig wieder ein.

Auf dem Bildschirm erschien das Gesicht eines ihm völlig fremden Mannes.

„Mein Name ist Orton Smit", sagte der Fremde. „Ich arbeitete zur Zeit in Imperium-Alpha in der kybernetischen Abteilung, Unterabteilung Organisation. Ich habe den Auftrag, Sie nach Terrania-City zu bringen. Das Oberkommando möchte, daß die wichtigsten wissenschaftlichen Projekte zentral hier in Terrania-City in Angriff genommen werden."

Smit blendete seine Identifikationskarte ein und eine von Julian Tiffloor unterzeichnete Anweisung, aus der Payne Hamiller ersehen konnte, daß seine Angaben stimmten. Der Wissenschaftler überlegte nicht lange. Er war mit den Arbeitsbedingungen, die er in Marseiile vorfand, ohnehin nicht einverstanden, und er hoffte, in Terrania-City wesentlich bessere Bedingungen vorzufinden.

„Ich bin einverstanden", erwiderte er. „Wann holen Sie mich ab?"

„Ich befinde mich im Anflug auf Marseiile und werde in etwa einer halben Stunde bei Ihnen sein", antwortete Smit.

Hamiller hatte das Gerät kaum ausgeschaltet, als das Ruflicht erneut blinkte. In der Annahme, daß es noch einmal Smit war, der ihn sprechen wollte, schaltete er es wieder ein. Auf dem Bildschirm erschien das Bild eines ihm völlig unbekannten Mannes.

„Verfolgen Sie eigentlich die Nachrichten?" fragte der Fremde.

„Ich frühstücke", antwortete der Wissenschaftler abweisend.

„Das ist kein Grund, die Nachrichten nicht zu hören. Sie sind wichtig für Sie!"

Hamiller schaltete den öffentlichen Sender um. Auf dem Bildschirm erschien nun sein eigenes Gesicht.

„... wird der Wissenschaftler Hamiller zu einer der interessantesten und einflußreichsten Persönlichkeiten der politischen Bühne werden", tönte es aus den Lautsprechern. Dann kam der Sprecher zu einem "anderen Thema. Payne Hamiller fluchte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit. Er konnte sich zunächst nicht vorstellen, wie er in die Nachrichten von Terrania-TV kam, erinnerte sich dann jedoch an den Besuch von Boyt Margor.

Er hatte sich bereit erklärt, für das Amt des *Terranischen Rates für Wissenschaften* zu kandidieren.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er das Gespräch mit Boyt Margor nicht ernst genommen. Woher sollte er auch

eine Bedeutung gewinnen? Er war völlig unbekannt, mittellos und ohne Einfluß.

Bevor Payne Hamiller dazukam, sich durch Videogespräche zu informieren, erschien Smit bei ihm, half ihm, seine Sachen zusammenzupacken, führte ihn zu einem Langstreckenkongleiter und brachte ihn in einem mehrere Stunden währenden Flug nach Terrania-City. Da Hamiller kein Interesse an einem Gespräch mit Smit hatte, arbeitete er in dieser Zeit an einer mathematischen Formel. Sosehr er sich jedoch bemühte, sich zu konzentrieren, es gelang ihm nicht, das Problem zu lösen.

Als die Maschine Terrania-City erreichte, war hier ein neuer Tag angebrochen. Überall sah Hamiller Kolonnen von Robotern, Spezialmaschinen und Menschengruppen, die daran arbeiteten, die Stadt wieder zu ihrem ursprünglichen Leben zu erwecken.

Auf den Dächern von zahlreichen Häusern waren riesige Plakate angebracht worden. Jedes zehnte Plakat zeigte sein - Hamillers - Porträt. Dazu waren flammende Parolen angebracht, die dem Wissenschaftler maßlos übertrieben vorkamen und die, wie er meinte, eigentlich gar nichts mit ihm zu tun hatten.

Dieser Propagandafeldzug verwirrte ihn, machte ihm aber gleichzeitig auch deutlich, daß er sich auf etwas eingelassen hatte, was er nicht kontrollieren konnte. Er bereute, daß er sich so schnell von Boyt Margor hatte gewinnen lassen, und er nahm sich vor, sofort nach ihm zu suchen, wenn er gelandet war.

„Kennen Sie Boyt Margor?“ fragte er Smit.

Der Pilot schüttelte den Kopf. „Den Namen habe ich nie gehört“, erwiderte er. „Wer soll das sein?“

Darauf wußte Payne Hamiller keine Antwort.

„Ich werde mich umhören, sobald ich im Institut bin“, erklärte er. Er wollte und mußte Boyt Margor finden.

Die nächsten Stunden vergingen wie im Flug. Payne Hamiller hatte so viel zu tun, daß er nicht dazu kam, sich um die seltsamen politischen Vorgänge um ihn herum zu kümmern. Dann nutzte er die neuentstandenen Verbindungen, sich nach Margor zu erkundigen. Er erlebte abermals eine Enttäuschung. Niemand schien einen Mann namens Boyt Margor zu kennen.

Als Payne Hamiller am Abend in die ihm zugewiesene Wohnung ging, wartete ein grauhaariger, freundlicher Mann auf ihn.

„Ich komme vom *Aktionskreis Vereinte Menschheit*“, erklärte er ihm. „Wir möchten Sie zu unserem großen Diskussionsabend einladen.“

Hamiller witterte eine Chance, etwas über Boyt Margor herauszufinden. Er sagte sich, daß er nichts erfahren werde, wenn er in seiner Wohnung blieb. Kontakt mit Margor konnte er nur bekommen, wenn er dorthin ging, wo dieser geheimnisvolle Mann vielleicht anzutreffen war.

Er verhandelte kurz mit dem Mann, ließ sich von ihm zu einem Essen einladen und folgte ihm.

Payne Hamiller stand vor der größten Überraschung seines Lebens. Sein Gastgeber bewirtete ihn zunächst in einer schlicht eingerichteten Wohnung mit einem opulenten Essen. Dann führte er ihn in eine riesige Halle. Diese war notdürftig hergerichtet worden. An der weit geschwungenen Decke waren Scheinwerfer angebracht worden, in deren Licht sich eine Menge von etwa zehntausend Menschen versammelt hatte.

Frenetischer Beifall brandete dem jungen Wissenschaftler entgegen. Frauen warfen Blumen auf die Bühne, auf die man ihn führte. Aus Lautsprechern dröhnte eine aufpeitschende Musik.

Und dann stellte ihn jemand mit Hilfe der Lautsprecher als Payne Hamiller, den *genialen Wissenschaftler der neuen Generation* vor, als den aussichtsreichsten Kandidaten für das Amt des *Terranischen Rates für Wissenschaften*.

Payne Hamiller war fassungslos.

Er begriff nicht, woher die plötzliche Popularität kam. Er ahnte, daß der geheimnisvolle Boyt Margor hinter diesem seltsamen Geschehen stand, aber er konnte sich nicht erklären, wie er es geschafft hatte, ihn in so wenigen Tagen so bekannt zu machen.

Der Beifall der Masse umrauschte ihn. Er wollte sich dagegen auflehnen und ihr zurufen, daß alles ein Mißverständnis war und er sich im Grunde genommen gar nicht für Politik interessierte. Doch dazu war er nicht in der Lage. Er scheute davor zurück. Er brachte es noch nicht einmal fertig, jenen Männern, die mit ihm auf der Bühne waren, zu eröffnen, daß alles nur ein Mißverständnis sein konnte.

Er hatte nur einen Wunsch.

Er wollte Boyt Margor finden und mit ihm alles besprechen.

Wie betäubt ließ er sich auf einen Stuhl sinken. Einige Männer hielten Reden, in denen sein Name immer wieder erwähnt wurde. Der Wissenschaftler hörte den Beifall der Masse, ohne daß er wußte, worüber diese eigentlich jubelte.

Dann stellte man ein Mikrophon vor ihn hin und konfrontierte ihn mit einer Reihe von Fragen der allgemeinen Politik über den Aufbau einer neuen Kultur auf der Erde und in der Galaxis, über die Verständigung mit den

anderen Völkern der Milchstraße, über die Rechte der Menschen und über wissenschaftliche Perspektiven und Entwicklungen. Payne Hamiller antwortete darauf, so gut er konnte, und es schien, daß er stets die richtigen Worte fand, denn die versammelten Menschen reagierten immer wieder mit begeistertem Beifall.

Irgendwann und irgendwie ging dieser Abend zu Ende, der Payne Hamiller wie ein Alptraum erschien. Man lud ihn zu einem erneuten Essen ein, er lehnte jedoch ab und sprach den Wunsch aus, nach Hause gebracht zu werden. Man flog ihn zu seiner Wohnung zurück und reichte ihm ein Getränk, das ihn erfrischen sollte. Er trank es aus und sank wenig später von Müdigkeit übermannt in sein Bett.

\*

Am nächsten Morgen begann Payne Hamiller mit der Suche nach Boyt Margor.

Er ging nicht ins Forschungsinstitut, sondern suchte die Verwaltungsbehörden auf, bei denen, wie er meinte, Unterlagen über jeden Menschen vorhanden sein mußten, der auf der Erde lebte. Er selbst hatte, wie jeder andere auch, einen umfangreichen Personalbogen computergerecht ausfüllen und abgeben müssen, bevor er seinen Fuß auf die Erde gesetzt hatte. Deshalb ging er davon aus, daß auch Boyt Margor irgendwo registriert war. Doch er wurde enttäuscht. Er lief zehn Stunden lang von einer Behörde zur anderen, bezahlte serienweise Computeranfragen der verschiedensten Art - und erreichte doch nichts. Einen Mann namens Boyt Margor schien es nicht zu geben. So kam Payne Hamiller zu dem Schluß, daß sich Margor ihm unter einem falschen Namen vorgestellt hatte.

Er gab die Suche auf und kehrte enttäuscht in seine Wohnung zurück. Eine wahre Flut von Post und Propagandamaterial wartete auf ihn. Und kaum hatte er sich in einen Sessel gesetzt, als das Ruflicht am Video flackerte. Journalisten von Terra-nia-TV meldeten sich bei ihm für ein Interview an.

8.

Ronald Tekener näherte sich Ter-rania-City am gleichen Abend. Er hatte sich von Janok Kays getrennt, da dieser ihm nicht mehr helfen konnte.

Pausenlos versuchte er nun, Mutoghmänn Scerp, Julian Tiffloor und die QUARTOR zu erreichen, doch die Hyperfunkstation von Imperium-Alpha teilte ihm immer wieder mit, daß keine der Verbindungen zustande kam. Julian Tiffloor befand sich noch auf Gää, Mutoghmänn Scerp hielt sich offenbar im Blues-Sektor auf, wo er so gut wie unerreichbar war, und die QUARTOR befand sich im Linearflug. Es war bereits dunkel, als Tekener

Imperium-Alpha erreichte. Er begab sich zur Hyperfunkstation, die mit mehreren Offizieren besetzt war. „Tiffloor befindet sich noch immer auf Gää“, erklärte ihm der ranghöchste Offizier. „Er wird die Dunkelwolke nicht vor einer Stunde verlassen. Wahrscheinlich verabschiedet er sich jetzt von Roctin-Par und Hotrenor-Taak.“

Eine volle Stunde verstrich, dann endlich meldete sich Yesgo Damlander von der QUARTOR. Ronald Tekener atmete auf.

„Einige Radikale von der GAVÖK planen einen Angriff auf Sie“, eröffnete er dem Kommandanten der QUARTOR. „Wahrscheinlich will man Sie provozieren und zu einer größeren militärischen Aktion verleiten. Lassen Sie sich auf nichts ein, sorgen Sie aber auch dafür, daß die Radikalen sich nicht einem anderen, unvorbereiteten Raumschiff zuwenden.“

„Ich habe verstanden“, antwortete Damlander. Der Kommandant, der die Erde erst vor wenigen Stunden verlassen hatte, stellte keine Fragen. „Ich werde Sie laufend über die Position der QUARTOR unterrichten.“

Danach versuchte Tekener wiederum, Mutoghmänn Scerp und Julian Tiffloor zu erreichen. Ohne Erfolg.

\*

Julian Tiffloor stand auf dem Dach des Regierungsgebäudes von Sol-Town neben der riesigen Antenne, die ihn um etwa fünfzig Meter überragte, und deren Spitze den höchsten Punkt der Stadt bildete. Ein warmer, wüßiger Wind strich ihm von Süd-westen entgegen. Er roch nach Waldanemonen, einer schlichten Blume, die nur im Herbst erblühte.

Bald würden die Blätter von den Bäumen fallen und durch die menschenleeren Straßen von Sol-Town wirbeln.

Tiffloor fragte sich, ob es richtig ge-

wesen war, Gää ganz aufzugeben und alle von Menschen errichteten Anlagen dem Verfall preiszugeben.



Er und seine Freunde waren von dem Gedanken ausgegangen, daß es nie mehr notwendig sein würde, die Menschheit in ein Versteck wie die Provcon-Faust zu retten. Daher sollte Gää jenen überlassen werden, die in der Dunkelwolke lebten, den Vinc-ranern etwa oder den Iarischen Provconern. Irgendwann würden sie den Planeten für sich und ihr wachsendes Volk benötigen, während der Menschheit in der Galaxis eine praktisch unbegrenzte Zahl von Planeten für eine Kolonisierung zur Verfügung stand.

Tifflor beobachtete eine Polizei-streife, die eine Gruppe junger Leute aus einem Hochhaus hervorholte. Es sollte niemand in der Stadt zurückbleiben. Tifflor wollte nicht, daß Plünderer auf Gää wie die Ratten vom Abfall lebten und irgendwann als der verachtete Rest der Menschheit in ein Versorgungslager eingewiesen wurden. Deshalb hatte er die Anweisung erteilt, den gesamten Planeten mit Hilfe von Individualtastern abzusuchen. Die dafür eingeteilten Sondereinheiten hatten über zweitausend Männer und Frauen aufgespürt, die Gää nicht verlassen wollten. Darunter waren viele ältere, die es vorzogen, irgendwo in der Einsamkeit zu leben und zu sterben. Tifflor hatte ihnen erlaubt, auf Gää zu bleiben, da er Verständnis dafür hatte, daß sie ein Eremitendasein leben wollten. Gruppen jüngerer Menschen aber wurden ohne Rücksicht auf Proteste eingesammelt und zu den startbereiten Raumschiffen gebracht.

Jetzt war Julian Tifflor der letzte Mensch in Sol-Town. Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn, als er über die Dächer der Stadt blickte. Ihm war, als sei diese Stadt ein immer noch lebendes Wesen, das nur in einen tiefen Schlaf gesunken war.

Tifflor schüttelte diesen Gedanken von sich ab.

Nein, Gää durfte nicht wieder mit Leben erfüllt werden. Die Menschheit mußte draußen in der freien Galaxis bleiben.

Er als Repräsentant der Menschheit hatte den Vertretern der GAVÖK erklärt, daß die Menschheit kein neues Solares Imperium anstrebe. Glaubwürdig waren die Menschen daher nur, wenn sie auf einem Planeten in der freien Galaxis lebten. Auf der Erde. Gää war dagegen die ideale Ausgangsposition für einen Kampf gegen die Völker der Galaxis. Hierher konnten sich die Ter-raner jederzeit zurückziehen, wenn sie in Bedrängnis waren, ohne daß die Raumschiffe der GAVÖK ihnen folgen konnten. Daher wäre es nur zu verstehen gewesen, wenn die GAVÖK einer auf Gää lebenden Menschheit stets mit einem ausgeprägten Mißtrauen begegnet wäre.

Tifflor sagte sich, daß es richtig gewesen war, Gää und die Dunkelwolke zu verlassen. Gää war nicht mehr als ein Notbehelf gewesen. Die Erde war die Heimat der Menschen, daher mußten sie zu ihr zurückkehren, wenn sie vor sich selbst bestehen und sich selbst verwirklichen wollten.

Tifflor wandte sich ab und ging langsam zu einem Gleiter, der auf dem Dach parkte.

Eine lange Zeit der Not und der Improvisation war zu Ende. Es war sinnlos, den Blick in die Vergangenheit zu richten. Die Zukunft war allein wichtig. Auf sie galt es sich zu konzentrieren. '

Tifflor stieg in den Gleiter und schaltete den Antigrav ein. Langsam stieg die Maschine auf.

Ein Schwärm von blauen Vögeln zog über ihn hinweg. Tifflor erkannte, daß es Wintermeisen waren, eine Vogelart, die sonst hoch im Norden des Planeten lebte, in den Wintermonaten aber weit in den Süden zog. Sie sind viel zu früh dran, dachte

er. Oder sollte es in diesem Jahr schon so früh Winter werden?

Er wurde sich dessen bewußt, daß er umdenken und vieles neu lernen mußte.

Wenn er auf der Erde und in Ter-rania-City war, mußte er sich mit einer Flora und Fauna vertraut machen, die ihm fremd geworden war. Vielleicht würde er das eine oder das andere Tier vermissen, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß es diese Tierart auf der Erde nie gegeben hatte.

Tifflor beschleunigte, ließ die Maschine jedoch nicht steigen. Jetzt gab es keine Gleiter mehr, mit denen er hätte kollidieren können. Die letzten Polizeistreifen waren abgezogen. So konnte er, niedrig über die Dächer von Sol-Town dahingleitend, auf die Anlagen zwischen den Häusern hinabsehen.

Auf einigen Plätzen hatten Kunstbeflissene riesige Zeichnungen hinterlassen, wobei sie die verschiedenartigsten Motive gewählt hatten. Einige zeigten den Exodus der Menschheit aus der Provcon-Faust, andere Darstellungen waren abstrakt, und manche stellten Porträts dar.

Der Regen würde die Zeichnungen abwaschen und die Farben in die Kanäle spülen.

Die Pflanzen würden die Plätze und Straßen überwuchern und selbst härtestes Material mit der Zeit

sprengen. In einigen hundert Jahren würde Sol-Town nur noch eine Ansammlung von Ruinen sein, falls

die Vincraner oder die Provcon-Laren nicht eines Tages auf den Gedanken kamen, die Stadt zu übernehmen.

Julian Tifflor entdeckte einige Haustiere, die zwischen den Häusern herumirrten. Er war versucht zu landen, sie aufzunehmen und weit außerhalb der Stadt wieder auszusetzen, doch er flog weiter. Er mußte davon ausgehen, daß die früheren Eigentümer dieser Tiere eben das getan hatten, daß die Tiere jedoch zu ihrem Domizil zurückkehren wollten. Es hätte keinen Sinn gehabt, sie erneut nach draußen zu bringen.

Die Tiere mußten allein mit ihrer Freiheit fertig werden. Der Raumhafen kam in Sicht. Ein Großraumschiff stand dort und wartete auf die letzten Passagiere. Julian Tifflor beobachtete einen großen Polizeigleiter, der gerade eingeschleust wurde.

Ein larischer Gleiter parkte am Rand der riesigen Landefläche. Tifflor steuerte seine Maschine dorthin und landete. Zwei Laren stiegen aus. Es waren Roctin-Par und Hotrenor-Taak.

„Tiff“, sagte Roctin-Par und streckte ihm die Hand entgegen. „Es wird langweilig werden.“

„Dies ist kein Abschied für immer“, erwiderte Tifflor lächelnd. „Ich bin sicher, daß wir uns wiedersehen.“ Er wandte sich Hotrenor-Taak zu, der ihn mit einem gewissen Funkeln in den Augen beobachtete.

„Leben Sie wohl, Hotrenor-Taak“, sagte er.

Der ehemals mächtigste Mann der Galaxis streckte ihm ebenfalls die Hand entgegen. Zögernd schlug Julian Tifflor ein

„Ich wünsche Ihnen und Ihrem Volk eine gute Zukunft“, sagte der Lare.

„Ich bin optimistisch“, erwiderte Tifflor.

Er kehrte zu seinem Gleiter zurück, nickte den beiden Laren noch einmal grüßend zu und startete.

Minuten später zogen sich die Laren vom Raumhafen zurück, und kurz darauf stieg das Großraumschiff mit brüllenden Triebwerken auf.

Die Menschen hatten Gää verlassen.

\*

Mutoghmänn Scerp meldete sich, als Ronald Tekener die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, ihn noch zu erreichen.

Bestürzt vernahm der Neu-Arko-nide, welche bedrohliche Entwicklung sich anbahnte.

„Versuchen Sie, Julian Tifflor zu erreichen“, riet ihm der Aktivatorträger. „Wir müssen den beiden Springerschiffen gemeinsam begegnen.“

„Gut“, sagte der Neu-Arkonide. „Starten Sie ebenfalls mit einem Kampfraumer.“

„Ich gebe Ihnen die Koordinaten durch, an denen nach unseren Berechnungen die Springerraumer mit der QUARTOR zusammentreffen werden“, erwiderte Tekener.

Danach versuchte er erneut, Tifflor zu erreichen. Und dieses Mal hatte er Glück. Tifflor hatte die Dunkelwolke verlassen und befand sich in der Beschleunigungsphase, die dem Linearflug voranging.

„Die Situation ist gefährlich“, entgegnete er, als er den Bericht Tekeners vernommen hatte. „Wenn es zum Kampf kommt, könnte damit ein Krieg der GAVÖK gegen uns ausgelöst werden. Mutoghmänn Scerp und die anderen Gemäßigten richten dann überhaupt nichts mehr aus.“

„Ich werde Kommandant Damlander noch einmal ansprechen“, erklärte der Narbengesichtige. „Von ihm hängt alles ab.“

\*

Yesgo Damlander hatte die Kommandozentrale der QUARTOR seit Stunden nicht mehr verlassen. Am 21. Dezember 3585, vier Tage nach dem Start von der Erde hatte er Menschen von vier verschiedenen Strafplaneten der ehemaligen Konzilsmächte aufgenommen. Es war das erbarmungswürdigste Häuflein Menschen, dem er je begegnet war. Die Laren hatten ihnen, als sie abzogen, buchstäblich nichts hinterlassen, womit sie sich ernähren, und nichts, womit sie sich gegen eine gefährliche Natur wehren konnten. Mehr als die

Hälfte der Gefangenen war nach dem Abzug der Laren und der Überschweren gestorben. So glich die

QUARTOR jetzt eher einem fliegenden Lazarett als einem Rückwandererschiff. Die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun, um die Rückwanderer zu versorgen. Die Medostationen waren bis auf den letzten Platz besetzt.

Bei Yesgo Damlander stand der Terraner Huft Garber, der als Experte für Strafplaneten galt. Er kannte die

Bedingungen, unter denen die Gefangenen auf diesen Planeten leben mußten, und er wußte, wo die Lager waren.

Mit ihm hatte Damlander ausgezeichnet zusammengearbeitet. Er verstand sich ohne viel Worte mit ihm, während er mit dem Blue Te-warc ständig Schwierigkeiten hatte. Tewarc hielt sich ebenfalls seit Stunden in der Hauptleitzentrale auf. Er wich nicht vom Funkleitstand und notierte sich jede einlaufende Meldung. „Wenn die Springerschiffe sich uns in den Weg legen wollen“, sagte Huft Garber, „dann bleibt eigentlich nur noch das Smonkou-System.“

Yesgo Damlander nickte. Es lag auf der Hand, daß die GAVÖK-Schiffe in diesem letzten System, das sie vor der Rückkehr zur Erde abzusuchen hatten, zuschlagen würden.

Die QUARTOR verzögerte. Mit etwas mehr als halber Lichtgeschwindigkeit flog sie in das Smonkou-System ein. Damlander blickte zum Ortungsleitstand hinüber. Kein fremdes Raumschiff zeichnete sich auf die Ortungsschirme ab, doch das konnte sich innerhalb weniger Sekunden ändern. Die Springerraumer konnten sich im Ortungsschutz der Planeten oder der Sonne befinden.

„Unser Ziel ist der dritte Planet“, sagte Huft Garber.

Acht Minuten vergingen. Die QUARTOR näherte sich dem dritten Planeten. Als sie die Bahn des äußeren Mondes dieser Welt passierte, sah

Yesgo Damlander die beiden Springerraumschiffe. Sie schoben sich hinter dem Planeten hervor, beschleunigten plötzlich und rasten auf die QUARTOR zu.

„Schutzschirme“, befahl der Kommandant.

Er wartete darauf, daß die Kommandanten der GAVÖK-Schiffe sich melden würden. Doch kein Anruf erfolgte.

Der Abstand zwischen den Raumschiffen schmolz rasch zusammen. Als sie nur noch etwa zehntausend Kilometer voneinander entfernt waren, blitzte es bei den GAVÖK-Raumern auf. Zwei Energiestrahlen schlugen der QUARTOR entgegen und strichen an ihr vorbei.

„Ruhe bewahren“, befahl Damlander. Er blickte zum Waffenleitstand hinüber. Die Offiziere saßen entspannt in ihren Sesseln. Die Offensivsysteme waren blockiert.

Jetzt feuerten die Springer raumer eine Serie von Energieschüssen nacheinander ab. Die Schüsse schlugen in den HÜ-Schirm der QUARTOR. Leichte Erschütterungen wurden in der Hauptleitzentrale des terranischen Schiffes spürbar.

„Kurs ändern“, befahl Damlander. „Wir ziehen uns zurück.“

Der Pilot gehorchte. Die QUARTOR beschleunigte überraschend. Der Abstand zwischen den drei Raumschiffen wuchs rasch an. Mehrere Energieschüsse verfehlten den Kugelraumer.

„Sie versuchen, uns zu erreichen“, meldete der Funkleitstand. „Einschalten.“

Vor Yesgo Damlander flammte ein Bildschirm auf. Das bärtige Gesicht eines Springerpatriarchen, erschien im Projektionsfeld, das einen überzeugend dreidimensionalen Effekt erzielte.

„Wir fordern Sie auf, sich zu Verhandlungen zu stellen“, sagte, der Springer. „Versuchen Sie nicht, sich uns durch Flucht zu entziehen. Sie würden uns nicht entkommen, nicht nach dieser Provokation, die Sie sich geleistet haben.“

„Hat es Sie provoziert, daß wir unsere Schutzschirme aufgebaut haben?“ fragte Damlander kühl. „Oder hat es Sie geärgert, daß Sie uns bei Ihrem Überfall nicht erledigt haben?“

Die QUARTOR entfernte sich auch jetzt noch von den Springerschiffen. An den Manövern, die diese flogen, war jedoch zu erkennen, daß sie bald wieder aufholen würden.

„Sie scheinen nicht darüber informiert zu sein, was vorgefallen ist“, fuhr der Springer fort. „Im Santan-System ist es zu einem offenen Kampf zwischen Verbänden der GAVÖK und terranischen Verbänden gekommen. Es herrscht Krieg.“ Damlander blieb ruhig. „Mir ist klar, daß Sie so etwas provozieren möchten“, entgegnete er. „Bei mir haben Sie jedoch Pech. Ich falle nicht darauf herein.“

Er blickte zu einem Ortungsschirm hinüber, als ihn Huft Garber mit einer Geste auf ihn aufmerksam machte. Zwei Objekte zeichneten sich darauf ab.

Hatten die beiden GAVÖK-Raumern Verstärkung bekommen?

An einem der Bildschirme blinkte ein Ruflicht. Der Funkleitoffizier schaltete ein. Das Gesicht Julian Tiffors erschien auf dem Bildschirm.

„Ausgezeichnet, Commander Damlander“, sagte er. „Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden.“  
Auf einem anderen Bildschirm erschien das Gesicht des Neu-Arkoniden Mutoghm Scerp.  
„Wir haben glücklicherweise noch rechtzeitig erfahren, was hier gespielt werden sollte“, sagte er.  
„Machen Sie sich keine Sorgen, Damlander. Die KVATAK VII und die GATAMO XII übernehmen wir.“  
Offensichtlich hatten auch die Besatzungen der beiden Springerschiffe erkannt, wie sich die Lage für sie verändert hatte. Sie versuchten, sich der Verantwortung durch eine  
Flucht zu entziehen. Mutoghm Scerp jagte jedoch mit seinem größeren und schnelleren Schiff hinter ihnen her und fing sie ab. Damlander kümmerte sich nicht mehr um die GAVÖK-Raumer, sondern flog den dritten Planeten des Systems an, nachdem er diese Aktion mit Julian Tiffloor abgestimmt hatte. Der 1500-m-Riese, mit dem Tiffloor die letzten Aussiedler von Gää zur Erde brachte, würde absichernd über dem dritten Planeten warten, bis die QUARTOR ihre Rettungsaktion durchgeführt hatte.  
Tiffloor wollte die QUARTOR zur Erde begleiten.

\*

Die Arbeiten, die Anson Argyris und Kershyl Vanne auf Olymp leisteten, erfuhren überraschend eine Unterbrechung.

Der 7-D-Mann legte eine Magnetspule für einen der Computer zur Seite und tat, als ginge sie ihn nichts mehr an.

„Was ist los?“ fragte der Vario-500.

„Nichts weiter“, antwortete Ker-sh'yll Vanne. „Ich werde für einige Zeit verschwinden.“

„Verschwinden? Wieso das?“

„ES ruft mich“, antwortete der 7-D-Mann. „Es geht um wichtige Dinge, die die Terraner betreffen.“

„Und weiter?“ fragte der Vario-500, der erwartete, daß das Konzept sich auflösen und verschwinden werde. Doch Kershyl Vanne antwortete nicht. Er verließ schweigend die Halle, in der sie gearbeitet hatten. Der Vario-500, der eine seiner Masken trug, ging hinter ihm her.

„Was ist denn?“ fragte er. „Was heißt das, wichtige Dinge?“

Das Konzept betrat einen Hangar, in dem eine Space-Jet stand. Er machte keinen Hehl daraus, daß er Olymp damit verlassen wollte.

„Ich weiß auch nicht mehr“, erwiderte Vanne zögernd. „Ich weiß nur, daß es sich um einen Auftrag von kosmischer Bedeutung handeln muß. ES hat eine entsprechende Andeutung gemacht.“

JEin Auftrag von kosmischer Bedeutung? Für wen? Für dich?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Vanne, stieg in die Space-Jet und startete, nachdem Anson Argyris sich genügend weit von ihr entfernt hatte.

*Sammlerschiffe steuern viele Planeten der Galaxis an, um alle Menschen, die rückkehrwillig sind, aufzunehmen und auf Terra, dem Mutterplaneten der Menschheit, eine neue Existenz zu ermöglichen. Daß es bei diesen Aktionen nicht immer ohne harte Konflikte oder dramatische Entwicklungen abgeht, zeichnet H. G. Francis im Perry-Rhodan-Band der nächsten Woche auf. Sein Roman trägt den Titel*

**MUTANTEN VON GÄA**

ENDE

## Der Perry-Rhodan-Computer

### Terras neue Gesellschaft

Die Streitereien zwischen den „alten“ und „neuen“ Terranern — zwischen jenen also, die den Leidensweg der Erde seit der Großen Katastrophe mitgemacht haben, und jenen, die jetzt sozusagen gemüthlich von Gää eingewandert kommen — dürfen nicht über den wahren Gehalt des Vorgangs hinwegtäuschen: Auf der Erde ist eine völlig neue Gesellschaft im Begriff, sich zu etablieren.

Für einen von außen kommenden Beobachter scheint auf den ersten Blick alles beim alten. Mit einer für Fremde beängstigenden Geschäftigkeit sind die Terraner dabei, ihre durch viele Erschütterungen in Unordnung geratene Welt wieder ins Lot zu bringen. Daß NATHAN ihnen dabei kräftig hilft, kann von ihrem Kredit nicht abgezogen werden — denn NATHAN ist ja schließlich ihr Erzeugnis. Erst wer näher hinschaut, bemerkt die Veränderung. Die Terraner sind im wahrsten Sinne des Wortes „in sich gegangen“. Ihr Interesse ist auf den Planeten gerichtet, den sie von nun an bewohnen werden — so wie ihre Vorfahren es jahrzehntausendlang bis zur Großen Katastrophe getan haben. Die Vorgänge draußen in der Milchstraße interessieren sie nur insofern, als sie womöglich einen Einfluß auf ihre Lebensgestaltung haben könnten. Sonst wollen sie von dem, was draußen vorgeht, nichts wissen. Man könnte dies als die natürliche Reaktion von Wesen beschreiben, die nach langem Exil endlich in die Heimat zurückgekehrt sind und vor lauter Begeisterung nichts anderes im Sinn haben als die Schönheiten der Welt, die nun endlich wieder ihnen gehört.

Aber schon kommen Ereignisse in Gang, die darauf hinweisen, daß die Selbstbesinnung der terrani-schen Menschheit von längerer, um nicht zu sagen von langer Dauer sein wird. Die Erde gibt sich eine neue Verfassung. Der Begriff „Imperium“, der nichts anderes bedeutet als das deutsche Wort „Reich“ und das englische „Commonwealth“, ist in niemandes Mund. Aus jeder Regung der öffentlichen und auch der nichtöffentlichen Meinung wird erkennbar, daß die Ausbreitung ihres Machtbereichs das letzte ist, was die Terraner im Sinn haben. Das Solare Imperium — oder sonst ein anderes — wird nicht wiederauferstehen. Terra wird für sich bleiben — freundschaftlich assoziiert mit solchen, die die Assoziation wünschen, und einfach ein guter Nachbar für die, denen der Sinn nach anderem steht. Julian Tiffloor, der der ersten Regierung des neuen Gemeinwesens vorstehen wird, ist sich darüber im klaren, daß ein solches Detachement vom galaktischen Geschehen nicht ohne die nötigen Vorbereitungen und Vorsichtsmaßnahmen durchgesetzt werden kann. Der QUARTOR-Zwischenfall läßt erkennen, daß es in der Milchstraße solche gibt, die den Terranern selbst dann gram sind, wenn diese sich nur um ihre eigenen Belange kümmern. Terra muß stark sein, wenn sie auf die Dauer die Rolle der Selbstgenügsamen spielen will. Das Prinzip muß sein: Terra greift nicht an, aber Terra wehrt sich. Voller Sorgen sieht Tiffloor Jahrzehnte auf die Erdbevölkerung zukommen, in denen sie wenigstens ein Vierfel ihrer Produktivkraft dazu aufwenden muß, Verteidigungsmechanismen zu schaffen, die die Erde in die Lage versetzen, den Übergriffen anderer Sternenvölker die Stirn zu bieten. Denn so rosig, wie die Lage im Augenblick — trotz des geplanten Überfalls auf die QUARTOR — aussieht, wird sie

nicht lange bleiben. Noch spielt die GAVÖK die große Rolle in der Milchstraße und wird in dieser Funktion von Terra unterstützt. Aber die GAVÖK setzt sich aus vielerlei Faktionen zusammen. Die Chancen, daß sie sich zu einem selbständigen Gebilde entwickelt, sind gering: Weitaus eher steht zu erwarten, daß sie beizeiten auseinanderfallen wird, daß die Bestandteile, die sie ausmachen, dorthin zurückkehren, woher sie gekommen sind — nach Akon, Ar-kon, zur East-Side oder sonstwohin. Auf der Erde wird man binnen kürzester Zeit einen neuen Menschentyp zu schätzen lernen: den wissenschaftlich geschulten Erfinder, der aufgrund seiner Geisteskraft neue Zusammenhänge erkennt, neue Wege findet und die Grndlage schafft, auf der die Technik die Mittel bereitstellen kann, die gebraucht werden, um die Selbständigkeit Terras zu unterstützen. Leute wie Payne Hamiller zum Beispiel, der als erster seit Arno Kalup und Geoffry Waringer wieder Neuland zu betreten wagt und sich darin zu aller Erstaunen mit nachtwandlerischer Sicherheit zurechtfindet. Auch äußerlich ist Hamiller gerade der Typ, den sich die Menschheit in diesen Tagen wünscht: mittelgroß, mit manchmal lächerlich kurz geschnittenen dunklen Haaren, ständig einen halb fragenden, halb verwunderten Ausdruck im Gesicht, bei der Diskussion über wissenschaftliche Dinge von einem Thema zum anderen mit solcher Geschwindigkeit springend, daß ihm kaum einer folgen kann — mehr linkisch als geschickt und doch zu seiner Umwelt freundlich und zuvorkommend, wenn er nicht gerade verwirrt ist. Payne Hamiller „kommt an“. Sein Genie wird bewundert, wenn auch die Öffentlichkeit nicht versteht, worüber er spricht. Er ist der Mann, der die Dinge in Bewegung bringt. Zusätzliche Sympathie bringt ihm der Umstand ein, daß er sich seiner Wichtigkeit selbst offenbar gar nicht bewußt ist.

Die neue terranische Gesellschaft ist, so wenig es auf den ersten Blick auch den Anschein erwecken mag, eine Notstandsgemeinschaft, die sich bemüht, ihren Platz in einer bestenfalls apathischen, schlimmstenfalls feindlichen Umwelt zu sichern. Diese Gesellschaft braucht Menschen, die tatkräftig zur Sicherung der terranischen Position beitragen. Die Zeit der Feldherrn, der Strategen, der Administratoren und der Ideologen ist vorbei. Es kommt das Zeitalter der pragmatischen Forscher, der politischen Manager, der Leute, die Ressourcen verteilen und Zeitgewinn erzielen können. Und nicht zuletzt die Ära jener, die es verstehen, mit Menschen umzugehen und ihnen auf brüderliche, nicht auf herablassende Art und Weise klarzumachen, daß auf manchen Komfort verzichtet, manche Einschränkung akzeptiert werden muß.

Wo bleibt da Julian Tiffloor, der Mann der alten Garde? Tiffloor selbst sieht seinen Weg klar vorgezeichnet. Man braucht ihn in der Zeit des Übergangs. Man erwartet von ihm, daß er das neue System vom Stapel läßt und es auf den ersten Meilen seiner Jungfernfahrt begleitet. Aber beizeiten wird der Ruf nach einem neuen Mann an der Spitze laut werden. Julian Tiffloor ist darauf gefaßt. Er hat seine Arbeit geleistet. Er wird dem Neuen bereitwillig Platz machen, wenn es an der Zeit ist oder wenn die Menschheit danach verlangt — je nach dem, welches von den beiden früher geschieht. ENDE